



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Die Positionierungsarbeit von Bürger*innen gegenüber der Wissenschaft in
einem experimentellen Partizipationsverfahren

Eine qualitative Sekundärdatenanalyse

verfasst von | submitted by

Lorena Hoormann

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2026

Studienkennzahl lt. Studienblatt |
Degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von | Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Ulrike Felt

Zusammenfassung

Diese Arbeit untersucht, wie sich Bürger*innen im Kontext eines experimentellen Partizipationsverfahrens gegenüber der Wissenschaft positionieren. Ziel ist es, diskursive Selbstverortungen im Verhältnis zur Wissenschaft zu rekonstruieren und zu analysieren, inwiefern sich diese im Verlauf des Verfahrens verändern.

Grundlage der Analyse bilden 28 qualitative Leitfadeninterviews, die vor und nach dem Partizipationsprozess geführt und im Rahmen einer qualitativen Sekundärdatenanalyse ausgewertet wurden. Die Auswertung erfolgte zunächst induktiv-inhaltsanalytisch und wurde anschließend theoriegeleitet vertieft. Die vertiefende Analyse stützt sich auf die Positionierungstheorie nach Davies und Harré (1990) sowie auf die Theorie der Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot (2007), eingebettet in den konzeptionellen Rahmen der Science and Technology Studies (STS) und das Idiom der *Co-Production* nach Jasanoff (2004).

Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass sich weniger stabile Meinungspositionen verändern als vielmehr die diskursiven Formen der Bezugnahme. Während vor dem Verfahren häufig funktionale und institutionelle Zuschreibungen dominieren, zeigen sich in den Nachher-Interviews differenziertere, reflexivere und normativ pluralere Argumentationsweisen. Bürger*innen erweitern ihre diskursiven Repertoires und verorten sich relationaler im Spannungsfeld von Effizienz, Gemeinwohl und Verantwortung. Die Analyse macht deutlich, dass partizipative Formate nicht primär als Instrumente der Einstellungsänderung verstanden werden sollten, sondern als soziale Aushandlungsräume, in denen epistemische und normative Ordnungen sprachlich bearbeitet und situativ neu konfiguriert werden. Der Beitrag der Arbeit liegt in der mikro-diskursiven Rekonstruktion von Positionierungsarbeit und in der Präzisierung, wie sich Prozesse der *Co-Production* in konkreten sprachlichen Praktiken partizipativer Settings manifestieren.

Abstract

This thesis examines how citizens position themselves vis-à-vis science within the context of an experimental participatory procedure. The aim is to reconstruct discursive self-positionings in relation to science and to analyze whether and how these evolve over the course of the process. The empirical basis consists of 28 qualitative semi-structured interviews conducted before and after the participatory setting and analyzed through a qualitative secondary data analysis. The analytical approach combined an initial inductive content analysis with a subsequent theory-guided in-depth examination. The in-depth analysis draws on positioning theory (Davies & Harré, 1990) and the theory of justification (Boltanski & Thévenot, 2007), embedded within the broader conceptual framework of Science and Technology Studies (STS) and the idiom of co-production (Jasanoff, 2004). The findings suggest that what changes is less citizens' stable opinions than the discursive forms through which they relate to science. While pre-participation interviews often emphasize functional and institutional attributions, post-participation accounts display more differentiated, reflexive, and normatively plural modes of argumentation. Participants expand their discursive repertoires and position themselves more relationally within tensions between efficiency, the common good, and responsibility. The analysis indicates that participatory formats should not primarily be understood as instruments of attitude change, but rather as socially structured arenas of negotiation in which epistemic and normative orders are articulated, contested, and potentially reconfigured through language. The contribution of this thesis lies in its micro-discursive reconstruction of positioning practices and in specifying how processes of co-production materialize in the everyday linguistic practices of participatory settings.

Inhalt

1	Einleitung.....	1
1.1	Wissenschaft, „Öffentlichkeit“ und <i>Co-Production</i>	2
1.2	Grenzziehungen, „Öffentlichkeit“ und Positionierungsräume	3
1.3	Forschungsinteresse und Forschungsfrage	3
1.4	Theoretischer und methodischer Zugang	4
1.5	Aufbau der Arbeit	5
2	Theoretischer Rahmen	7
2.1	Wissenschaft, Gesellschaft, „Öffentlichkeit“ – eine STS Perspektive.....	8
2.1.1	Wie Menschen Wissenschaft konstruieren.....	9
2.1.2	Wie Wissenschaft und Gesellschaft sich koproduzieren	10
2.2	Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“	14
2.2.1	Strategische Grenzarbeit der Wissenschaft	15
2.2.2	Ethische Grenzziehung in partizipativer Forschung	16
2.2.3	Institutionelle Erzeugung von „Öffentlichkeit“	16
2.3	„Öffentlichkeit“ als Aushandlungsraum	17
2.4	Wirkfaktoren in Partizipationsprozessen.....	21
2.4.1	Soziale Einbettung und kulturelle Passung	23
2.4.2	Institutionelle Reflexivität und Macht	24
2.4.3	Kulturelle und institutionelle Einschreibungen	25
2.4.4	<i>Machineries for Making Publics</i>	26
2.4.5	Zeitlichkeit als Wirkfaktor	28
2.4.6	„Öffentlichkeit“ als performative Praxis.....	29
2.4.7	Epistemische Gerechtigkeit und reflexive Governance	31
2.5	Die Positionierungstheorie nach Davies und Harré.....	33
2.6	Die Theorie der Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot.....	35
2.7	Zwischenresümee zum theoretischen Rahmen	38
3	Methodischer Zugang.....	40
3.1	Die Datenbasis.....	40
3.2	Entwicklung des Themas.....	43
3.3	Auswertungsstrategie	45
3.4	Kritische Reflexion des methodischen Vorgehens im Rahmen der Sekundärdatenanalyse	49
3.4.1	Epistemologische Dimension: Kontext, Situiertheit und Rekontextualisierung.....	50

3.4.2	Ethische Dimension: Verantwortung, Zustimmung und Kontextintegrität	51
3.4.3	Institutionelle Dimension: Vertrauen, Regulierung und Verantwortungsstrukturen	52
3.5	Zwischenresümee zum methodischen Zugang.....	53
4	Ergebnisse zur Positionierungsarbeit.....	55
4.1	Fallvignetten	55
4.1.1	Darstellung der Fallvignetten	56
4.1.2	Zwischenresümee zu den Fallvignetten.....	63
4.2	Kategorienbildung und analytische Verdichtung.....	64
4.2.1	Aufgabe von Wissenschaft	71
4.2.1.1	Von linearem Fortschritt zu relationaler Verantwortung	72
4.2.1.2	Der Nutzen als „Ort der Aushandlung“	73
4.2.1.3	Bedeutung im Kontext der Partizipation	74
4.2.2	Wissenschaft und Geld.....	74
4.2.2.1	Ökonomische Logiken als Legitimationsrahmen	75
4.2.2.2	Spannung zwischen Autonomie und Kontrolle	76
4.2.2.3	Vertrauen, Misstrauen und institutionelle Reflexivität	77
4.2.2.4	Geld als Koordinationsmedium zwischen Welten.....	77
4.2.2.5	Bedeutung im Kontext von Partizipation.....	78
4.2.3	Steering durch „Öffentlichkeit“.....	78
4.2.3.1	Von Distanz zu geteiltem Verantwortungsbewusstsein	79
4.2.3.2	Rechtfertigungsordnungen zwischen ziviler und industrieller Welt ...	80
4.2.3.3	<i>Co-Production</i> und die soziale Einbettung wissenschaftlicher Legitimität.....	80
4.2.3.4	Partizipation als Ort institutioneller Reflexivität.....	81
4.2.3.5	Zusammenfassende Deutung	81
4.2.4	Weitere Themenfelder	81
4.2.5	Synthese: Verschiebungen in der Positionierungsarbeit gegenüber Wissenschaft.....	83
4.2.5.1	Von Legitimation zu Aushandlung.....	83
4.2.5.2	Übersetzungsprozesse zwischen Welten.....	84
4.2.5.3	Partizipation als Auslöser reflexiver Verschiebung	84
4.2.5.4	Schlussfolgerung: Positionierungsarbeit als Ausdruck sozialer <i>Co-Production</i>	85
4.2.6	Unterschiede nach Geschlecht und Alter	86
4.3	Theoriegeleitete Tiefenanalyse.....	88

4.3.1	Die Positionierungsarbeit im Diskurs zur Aufgabe von Wissenschaft ...	90
4.3.1.1	Vor dem Partizipationsverfahren	91
4.3.1.2	Nach dem Partizipationsverfahren	96
4.3.1.3	Zwischenresümee zur Positionierungsarbeit im Diskurs zur Aufgabe von Wissenschaft	102
4.3.2	Die Positionierungsarbeit im Diskurs um Wissenschaft und Geld	103
4.3.2.1	Vor dem Partizipationsverfahren	104
4.3.2.2	Nach dem Partizipationsverfahren	110
4.3.2.3	Zwischenresümee zur Positionierungsarbeit im Diskurs um Wissenschaft und Geld	116
4.3.3	Die Positionierungsarbeit im Diskurs Steering durch „Öffentlichkeit“ ..	118
4.3.3.1	Vor dem Partizipationsverfahren	119
4.3.4	Nach dem Partizipationsverfahren	126
4.3.4.2	Zwischenresümee zur Positionierungsarbeit im Diskurs Steering durch „Öffentlichkeit“	131
4.3.5	Gesamtresümee der empirischen Analyse.....	132
4.3.5.1	Stabilität und Wandel der Themenfelder	132
4.3.5.2	Positionierungsarbeit als diskursiver Prozess	133
4.3.5.3	Normative Ordnungen und moralische Pluralität	134
4.3.5.4	Soziale und individuelle Varianzen.....	134
4.3.5.5	Synthese und Bedeutung für das Forschungsinteresse	135
5	<i>Diskussion</i>.....	136
5.1	Beantwortung der Forschungsfrage	136
5.2	Positionierungstheorie	137
5.3	Theorie der Rechtfertigungsordnungen	137
5.4	Idiom der <i>Co-Production</i>.....	138
5.5	Einordnung in die STS-Partizipationsdebatte	138
5.6	Methodische und theoretische Reflexion	140
5.7	Ausblick und weitere Forschungsbedarfe.....	141
6	<i>Fazit</i>.....	144
	<i>Literatur</i>.....	148

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Konzeptioneller Rahmen der Untersuchung (eigene Darstellung)	21
Abbildung 2: Analytischer Ablauf der Untersuchung (eigene Darstellung).....	48

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Zentrale Wirkfaktoren in Partizipationsprozessen (eigene Darstellung)	32
Tabelle 2: Theoretischer Rahmen der Analyse (eigene Darstellung).....	38
Tabelle 3: Sample-Übersicht (eigene Darstellung)	41
Tabelle 4: Überblick über die analysierten Interviews (eigene Darstellung).....	43
Tabelle 5: Zentrale Themenfelder der Positionierungsarbeit gegenüber Wissenschaft (eigene Darstellung)	64
Tabelle 6: Übersicht zur Nennung von Kategorien vor und nach dem Partizipationsverfahren pro interviewter Person (eigene Darstellung)	67
Tabelle 7: Zentrale Themenfelder der Positionierungsarbeit gegenüber Wissenschaft (eigene Darstellung)	71

1 Einleitung

In Zeiten zunehmender gesellschaftlicher Verunsicherung durch globale Herausforderungen wie die Klimakrise, Pandemien oder den rasanten technologischen Wandel durch Künstliche Intelligenz rückt die Rolle der Wissenschaft verstärkt in den Fokus öffentlicher Auseinandersetzungen. Wissenschaftliche Erkenntnisse fungieren dabei nicht nur als Orientierungsangebote, sondern werden zunehmend selbst zum Gegenstand gesellschaftlicher Kontroversen. Empirische Studien zeigen, dass Wissenschaft in europäischen Gesellschaften zwar weiterhin auf breite Zustimmung stößt, zugleich jedoch verstärkt Fragen nach Verantwortung, Risiken und gesellschaftlicher Einbettung wissenschaftlicher Forschung diskutiert werden (vgl. European Commission, 2025). Auch nationale Untersuchungen zeichnen ein differenziertes Bild: Während ein Großteil der Bevölkerung wissenschaftlicher Expertise grundsätzlich vertraut, äußert ein signifikanter Anteil zugleich Skepsis oder Unsicherheit gegenüber wissenschaftlichen Institutionen (vgl. Österreichische Akademie der Wissenschaften, 2022). Zugleich rückt auch die „Öffentlichkeit“ stärker in den Fokus wissenschaftlicher Aufmerksamkeit, insbesondere als Trägerin unterschiedlicher Erfahrungswelten, Wertvorstellungen und alltagspraktischer Wissensformen. In den Science and Technology Studies (STS) wird diese Entwicklung als Ausdruck einer zunehmenden Reflexivität moderner Wissensgesellschaften diskutiert, in denen wissenschaftliche Expertise, gesellschaftliche Erwartungen und politische Entscheidungsprozesse enger miteinander verschränkt sind (vgl. Felt, 2017; Chilvers & Kearnes, 2016; van Dijck, Poell, & de Waal, 2021). Wissenschaftliche Erkenntnisse fungieren dabei nicht nur als Orientierungsangebote, sondern werden zunehmend selbst zum Gegenstand gesellschaftlicher Kontroversen.

Vor diesem Hintergrund gewinnen partizipative Verfahren an Bedeutung, in denen Bürger*innen gezielt in wissenschaftliche Diskurse eingebunden werden. Insbesondere bei gesellschaftlich sensiblen Fragestellungen sollen solche Formate dazu beitragen, Problemstellungen aus unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten, gegenseitiges Verständnis zu fördern und tragfähige Entscheidungen vorzubereiten. Damit erhalten auch jene Akteur*innen eine Stimme, die zuvor keine unmittelbaren Berührungspunkte mit dem jeweiligen Forschungsfeld hatten und im Folgenden als Bürger*innen bezeichnet werden.

Während partizipative Verfahren häufig normativ mit Erwartungen an Demokratisierung, Transparenz und Vertrauensbildung verknüpft sind, bleibt bislang vergleichsweise wenig untersucht, was innerhalb dieser Diskursräume auf der Ebene subjektiver Wahrnehmungen, Deutungen und Positionierungen geschieht. Wie verorten sich Bürger*innen in solchen Settings gegenüber der Wissenschaft? Welche Vorstellungen von Wissenschaft, Verantwortung und Legitimität bringen sie ein? Und inwiefern verändern sich diese Positionierungen im Verlauf eines Partizipationsprozesses?

1.1 Wissenschaft, „Öffentlichkeit“ und *Co-Production*

Wissenschaftliche Erkenntnis entsteht nicht im luftleeren Raum. Aus der Perspektive der Science and Technology Studies (STS) wird Wissenschaft vielmehr als sozial und materiell eingebettete Praxis verstanden, die in vielfältige gesellschaftliche Kontexte, Machtverhältnisse und Bedeutungszuschreibungen eingebunden ist. Wie Wissenschaft wahrgenommen, legitimiert und kritisiert wird, ist daher nicht allein eine Frage epistemischer Qualität, sondern auch das Ergebnis sozialer Aushandlungsprozesse zwischen unterschiedlichen Akteur*innen, Wissensformen und normativen Ordnungen.

Wenn Menschen im Alltag über Wissenschaft sprechen, verknüpfen sie damit heterogene Erwartungen, Bilder, Hoffnungen und Befürchtungen. Wissenschaft erscheint dabei nicht als einheitliches oder eindeutig bestimmbares Objekt, sondern als vielschichtiges Deutungsangebot, das je nach sozialem Kontext, institutioneller Rahmung und persönlicher Erfahrung unterschiedlich interpretiert wird. Diese Alltagskonstruktionen von Wissenschaft sind für Beteiligungsprozesse von zentraler Bedeutung, da sie prägen, wie Bürger*innen ihre eigene Rolle, ihre Handlungsmöglichkeiten und ihre Verantwortung im Verhältnis zur Wissenschaft verstehen.

Einen übergeordneten konzeptionellen Rahmen bildet das Konzept der *Co-Production* (Jasanoff, 2004). Dieses geht davon aus, dass soziale und epistemische Ordnungen nicht unabhängig voneinander existieren, sondern stets gemeinsam hervorgebracht, stabilisiert und transformiert werden. Wissenschaftliche Wissensproduktion und gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen sind demnach wechselseitig aufeinander bezogen. Für die vorliegende Arbeit bildet *Co-Production* die konzeptionelle Grundlage, um Prozesse der Bedeutungszuschreibung, Repräsentation und Deutung im Verhältnis von Bürger*innen und Wissenschaft im Kontext eines partizipativen Verfahrens zu untersuchen.

1.2 Grenzziehungen, „Öffentlichkeit“ und Positionierungsräume

Eng mit dem *Co-Production*-Ansatz verbunden ist das Konzept der *Boundary Work* (Gieryn, 1983). Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft werden in den STS nicht als feste, objektive Linien verstanden, sondern als Ergebnis fortlaufender sozialer Aushandlungsprozesse. Wissenschaftliche Akteur*innen betreiben Grenzarbeit, um Wissenschaft gegenüber anderen Wissensformen – etwa Politik, Religion oder Alltagswissen – abzugrenzen, Autorität zu sichern und Zuständigkeiten zu definieren. Diese Grenzziehungen erfolgen dabei häufig nicht über explizite Ausschlüsse, sondern über normative und ethische Rahmungen von Beteiligung. Im Sinne der STS lassen sich solche Prozesse als *Boundary Work* fassen.

„Öffentlichkeit“ wird in diesem Zusammenhang nicht als homogene, vorgegebene Größe verstanden. Vielmehr zeigen STS-Arbeiten, dass „Öffentlichkeiten“ in partizipativen Verfahren institutionell erzeugt werden. „Öffentlichkeit“ erscheint hier als relationaler Aushandlungsraum, in dem unterschiedliche Akteur*innen, Wissensformen und normative Erwartungen aufeinandertreffen. Vertrauen, kulturelle Passung und institutionelle Reflexivität erweisen sich dabei als zentrale Wirkfaktoren, die Kommunikation und Handeln in Beteiligungsprozessen strukturieren. Zugleich wird deutlich, dass Vertrauen nicht nur zwischen Individuen entsteht, sondern wesentlich durch institutionelle Arrangements, Machtverhältnisse und Formen der Selbstreflexion wissenschaftlicher und politischer Akteur*innen geprägt ist.

Diese Perspektiven eröffnen den Blick auf partizipative Verfahren als spezifische Positionierungsräume, in denen Bürger*innen ihre Beziehung zur Wissenschaft diskursiv herstellen, legitimieren und hinterfragen.

1.3 Forschungsinteresse und Forschungsfrage

Vor diesem Hintergrund richtet sich das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit auf die Positionierungsarbeit von Bürger*innen gegenüber der Wissenschaft im Rahmen eines experimentellen Partizipationsverfahrens. Im Zentrum steht dabei nicht die Erfassung eines stabilen Meinungsbildes, sondern die Analyse von Positionierungen als sozial und sprachlich hergestellte Prozesse, in denen Sinn, Legitimität und Verantwortung ausgehandelt werden. Die zentrale Forschungsfrage lautet:

*Wie positionieren sich Bürger*innen gegenüber der Wissenschaft in einem
experimentellen Partizipationsverfahren?*

Zur differenzierten Beantwortung dieser Frage wird untersucht, welche Positionierungen Bürger*innen vor Beginn des Partizipationsprozesses artikulieren, welche Positionierungen nach Abschluss des Prozesses sichtbar werden und welche Veränderungen oder Kontinuitäten sich zwischen diesen beiden Zeitpunkten feststellen lassen.

1.4 Theoretischer und methodischer Zugang

Zur Analyse dieser Prozesse greift die Arbeit ergänzend auf positionierungstheoretische und rechtfertigungstheoretische Ansätze zurück. Die Arbeit bewegt sich konzeptionell im Rahmen der Science and Technology Studies (STS). Innerhalb dieses Rahmens werden drei analytische Perspektiven miteinander verschränkt:

- (1) Co-Production,
- (2) Positionierungstheorie und
- (3) Rechtfertigungstheorie.

Die Positionierungstheorie geht davon aus, dass Menschen in Interaktionen fortlaufend Positionen einnehmen und zugewiesen bekommen, durch die soziale Bedeutungen, Handlungsspielräume und normative Zuschreibungen entstehen. Die Rechtfertigungstheorie zeigt, dass Akteur*innen in Aushandlungssituationen auf kollektive Wertordnungen zurückgreifen, sogenannte „Welten“ (Boltanski & Thévenot, 2007), in denen Legitimität, Größe und Gerechtigkeit jeweils unterschiedlich bestimmt werden. Durch die Verbindung dieser Perspektiven wird Partizipation als relationale, reflexive und normative Praxis analytisch zugänglich.

Empirisch basiert die Arbeit auf einer qualitativen Sekundäranalyse von 28 Leitfadeninterviews mit Bürger*innen, die zu Beginn und am Ende eines Partizipationsverfahrens geführt wurden. In dem Prozess – der das Kernstück des Projektes „Let’s talk about GOLD“¹ bildete – kamen an einem Runden Tisch mehrmals

¹ Ergebnisse des Projekts sind abrufbar unter:

https://sts.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/i_sts/Website2021/Projekte_abgeschlossen/ergebnisse_gold.pdf
(zuletzt abgerufen am 24.03.2026)

Bürger*innen und Wissenschaftler*innen zusammen, um Themen der Genomforschung im Fachbereich des Lipidstoffwechsels zu diskutieren.

Die Analyse erfolgt mittels qualitativer Inhaltsanalyse und einer darauf aufbauenden theoriegeleiteten Tiefenanalyse. Die Sekundärdatenanalyse wird dabei nicht als rein ökonomische Methode verstanden, sondern als epistemisch-ethischer Reflexionsraum, der Fragen von Verantwortung, Vertrauen und institutioneller Einbettung sichtbar macht.

Die empirischen Ergebnisse werden in Form von Fallvignetten, einer systematischen Kategorienbildung sowie einer theoriegeleiteten Tiefenanalyse dargestellt. Inhaltlich fokussiert die Analyse auf drei Themenfelder: Vorstellungen zur Aufgabe von Wissenschaft, das Verhältnis von Wissenschaft und Geld sowie Formen des Steerings durch „Öffentlichkeit“, also Fragen öffentlicher Einflussnahme auf die Wissenschaft. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass sich im Verlauf des Partizipationsverfahrens die Deutungsrahmen der Teilnehmenden verschieben, von funktionalen und institutionellen Zuschreibungen hin zu reflexiveren und relationalen Verständnissen von Wissenschaft.

Die Arbeit geht davon aus, dass die Positionierungsarbeit von Bürger*innen gegenüber Wissenschaft kein statisches Meinungsbild darstellt, sondern einen sozial und sprachlich hergestellten Prozess. Es wird erwartet, dass Partizipation dabei weniger zu einer Angleichung von Meinungen führt als zu einer Erweiterung diskursiver und normativer Ausdrucksformen, in denen Bürger*innen Wissenschaft plural, verantwortungsbasiert und dialogisch legitimieren und sich selbst in Beziehung zu ihr setzen.

1.5 Aufbau der Arbeit

Der Aufbau der Arbeit orientiert sich an der Verbindung von theoretischer Rahmung, methodischer Herleitung und empirischer Analyse der Positionierungsarbeit von Bürger*innen gegenüber der Wissenschaft.

Kapitel 2 entwickelt zunächst den theoretischen Rahmen der Untersuchung. Ausgehend von Ansätzen der Science and Technology Studies (STS) wird das Verhältnis von Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ als sozial konstruierte und relationale Ordnung beschrieben. Dabei werden zentrale Konzepte wie *Co-Production*, *Boundary Work* sowie theoretische Perspektiven auf Partizipation und „Öffentlichkeit“ eingeführt. Ergänzend werden mit der Positionierungstheorie (Davies & Harré, 1990) sowie der Theorie der

Rechtfertigungsordnungen (Boltanski & Thévenot, 2007) zwei analytische Ansätze vorgestellt, die für die spätere empirische Analyse leitend sind.

Kapitel 3 beschreibt den methodischen Zugang der Arbeit. Zunächst wird die Datenbasis der qualitativen Sekundäranalyse vorgestellt, die auf 28 Leitfadeninterviews mit Bürger*innen basiert, die vor und nach einem partizipativen Verfahren geführt wurden. Anschließend werden das Vorgehen der qualitativen Inhaltsanalyse sowie die anschließende theoriegeleitete Tiefenanalyse erläutert. Abschließend reflektiert das Kapitel die epistemischen und ethischen Herausforderungen der Sekundärdatenanalyse.

Kapitel 4 präsentiert die empirischen Ergebnisse der Untersuchung. Zunächst werden Fallvignetten vorgestellt, bevor die Kategorienbildung und analytische Verdichtung der Interviewdaten dargestellt werden. Im Anschluss erfolgt eine theoriegeleitete Tiefenanalyse, in der die empirischen Befunde mit den theoretischen Perspektiven der Positionierungs- und Rechtfertigungstheorie verknüpft werden.

Kapitel 5 diskutiert die Ergebnisse im Kontext der Forschungsfrage und ordnet sie in zentrale Debatten der Science and Technology Studies ein. Dabei werden insbesondere Bezüge zur Positionierungstheorie, zur Theorie der Rechtfertigungsordnungen sowie zum Idiom der *Co-Production* hergestellt. Darüber hinaus werden methodische und theoretische Grenzen der Untersuchung reflektiert.

Kapitel 6 fasst die zentralen Ergebnisse der Arbeit zusammen und gibt einen Ausblick auf weiterführende Forschungsfragen zur Rolle von Partizipation und „Öffentlichkeit“ in der Wissensproduktion.

2 Theoretischer Rahmen

Dieses Kapitel entwickelt den theoretischen Rahmen der Arbeit. Aufbauend auf Ansätzen der Science and Technology Studies (STS) wird das Verhältnis von Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ als sozial konstruierte und relationale Ordnung verstanden. Es werden theoretische Konzepte zu Grenzziehungen, „Öffentlichkeit“ und Partizipation dargelegt sowie zentrale Wirkfaktoren wie Vertrauen, kulturelle Passung und Reflexivität herausgearbeitet. Abschließend werden mit der Positionierungs- und Rechtfertigungstheorie die analytischen Instrumente vorgestellt, mit denen die sprachlich-diskursive und normative Dimension partizipativer Prozesse untersucht wird.

Die Arbeit geht der Frage nach, wie Bürger*innen im Rahmen partizipativer Verfahren auf Wissenschaft Bezug nehmen, sich dazu positionieren und welche sozialen, kulturellen und normativen Einflussfaktoren dabei wirksam werden. Um diese komplexen Prozesse zu analysieren, wurde ein mehrschichtiger theoretischer Rahmen entwickelt, der wissenschaftstheoretische, diskursanalytische und ordnungstheoretische Perspektiven miteinander verbindet.

Der theoretische Rahmen basiert auf Ansätzen der Science and Technology Studies (STS) und entwickelt ein Verständnis von Partizipation als sozial, kulturell und institutionell eingebettete Praxis. Wissenschaft wird dabei nicht als abgeschlossene Wissenssphäre betrachtet, sondern als in gesellschaftliche Deutungs-, Werte- und Machtordnungen eingebettete Praxis (vgl. Jasanoff, 2004; Felt & Fochler, 2010). Den Ausgangspunkt bildet ein Verständnis von Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ als relationale, situativ hergestellte Entitäten. Anhand der Unterscheidungen Science-in-General/Science-in-Particular (vgl. Michael, 1992) und Public-in-General/Public-in-Particular (vgl. Michael, 2009) wird deutlich, dass beide Begriffe keine stabilen Kategorien, sondern kontextspezifische Deutungsmuster sind.

Im Anschluss wird mit dem Idiom der *Co-Production* (vgl. Jasanoff, 2004) ein Ansatz eingeführt, der die wechselseitige Konstitution von Wissen und sozialer Ordnung in den Mittelpunkt stellt. Innerhalb dieses Rahmens werden die theoretischen Konzepte zu Grenzziehungen, „Öffentlichkeit“ und Partizipation verortet. Aufbauend auf den Arbeiten von Bryan Wynne (1992, 2007) sowie Ulrike Felt und Kolleg*innen (2008, 2010) und Fochler und Kolleg*innen (2016) werden dabei zentrale soziale Dynamiken und Wirkfaktoren partizipativer Prozesse – insbesondere Vertrauen, kulturelle Passung, Reflexivität und Zeitlichkeit – herausgearbeitet.

Abschließend werden zwei theoretische Perspektiven vorgestellt, die die empirische Analyse anleiten: die Positionierungstheorie nach Davies und Harré (1990) sowie die Rechtfertigungstheorie nach Boltanski und Thévenot (2007). Beide erlauben es, die diskursive Herstellung von Identität, Deutung und Legitimation in den Interviews zu analysieren und die in den STS entwickelten Annahmen auf die Mikroebene sprachlicher Praxis zu übertragen.

Das Theoriekapitel gliedert sich in drei aufeinander aufbauende Teile. Zunächst wird das Verhältnis von Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ aus einer Perspektive der Science and Technology Studies (STS) theoretisch verortet und zentrale Konzepte wie *Co-Production*, *Boundary Work* und Öffentlichkeit als Aushandlungsraum eingeführt (Abschnitte 2.1–2.3). Darauf aufbauend werden zentrale Wirkfaktoren partizipativer Prozesse herausgearbeitet, insbesondere Vertrauen, kulturelle Passung und institutionelle Reflexivität (Abschnitt 2.4). Abschließend werden mit der Positionierungstheorie sowie der Theorie der Rechtfertigungsordnungen die analytischen Instrumente vorgestellt, die für die empirische Auswertung der Interviews leitend sind (Abschnitte 2.5–2.6).

Insgesamt entsteht so ein theoretischer Rahmen, der Partizipation als sozial und diskursiv hervorgebrachte Praxis begreift und eine Analyse der Positionierungsarbeit von Bürger*innen gegenüber Wissenschaft ermöglicht.

2.1 Wissenschaft, Gesellschaft, „Öffentlichkeit“ – eine STS Perspektive

Wissenschaft und Gesellschaft stehen in einem wechselseitigen Verhältnis: Wissenschaft prägt gesellschaftliche Vorstellungen von Wissen, Fortschritt und Wahrheit – und ist zugleich selbst von kulturellen, politischen und sozialen Bedingungen durchzogen. Aus Sicht der Science and Technology Studies (STS) wird Wissenschaft daher nicht als isoliertes Wissenssystem verstanden, sondern als sozial und materiell eingebettete Praxis.

In diesem Abschnitt werden zwei komplementäre Perspektiven entfaltet: Zunächst wird betrachtet, wie Menschen Wissenschaft in ihrem Alltag und in Diskursen sozial konstruieren (2.1.1). Daran anschließend wird das Idiom der *Co-Production* (Jasanoff, 2004) eingeführt, das die wechselseitige Hervorbringung von Wissen und sozialer Ordnung in den Blick nimmt (2.1.2).

2.1.1 Wie Menschen Wissenschaft konstruieren

Ein zentrales Beispiel für die sozialkonstruktivistische Perspektive der Science and Technology Studies (STS) liefert Mike Michael (1992). In seiner Untersuchung zu Science-in-General (SiG) und Science-in-Particular (SiP) analysiert er, wie Personen in Interviews Wissenschaft deuten, welche Vorstellungen sie davon entwickeln und wie sie ihre Beziehung zu Wissenschaft sprachlich konstruieren.

Ziel seiner Studie ist es, ein differenziertes Verständnis dafür zu gewinnen, wie Bürger*innen Wissenschaft konzeptualisieren und in Beziehung zu sich selbst setzen; als Datenbasis dienten mehrere Interviews, die Michael diskursanalytisch auswertete. Das zentrale Ergebnis dieser Forschungsarbeit bildet die Unterscheidung zwischen „Science-in-General“ (SiG) und „Science-in-Particular“ (SiP).

Science-in-General bezeichnet die Vorstellung von Wissenschaft als abstrakte, entpersonalisierte und tendenziell mystifizierte Entität. Sie ist gekennzeichnet durch Distanz: Wissenschaft erscheint als „black-boxed“, kaum durchschaubar, von Expert*innen dominiert und gesellschaftlich entkoppelt. Die Befragten sprechen in diesem Modus häufig über Wissenschaft als mächtige, aber schwer zugängliche Institution. Michael beschreibt diese Form der Bezugnahme als geprägt von „Selbstdistanzierung“, mit der sich die Interviewten abgrenzen (vgl. Michael, 1992: 330 f.).

Demgegenüber steht Science-in-Particular (SiP) als Konzeption wissenschaftlicher Praxis, die konkreter, erfahrungsnäher und im Sinne persönlicher Identifikation anschlussfähiger ist. Hier beziehen sich die Befragten auf spezifische Forschungsprojekte, Themen oder Anwendungen, die in einem institutionellen, nachvollziehbaren Kontext verortet sind. SiP wird häufig mit pragmatischer Relevanz, moralischer Zielorientierung oder persönlicher Nähe verbunden und erlaubt dadurch eine stärker subjektive Bezugnahme. Michael spricht in diesem Zusammenhang von einer erfassbaren Zielgerichtetheit und Zugänglichkeit wissenschaftlicher Praxis (vgl. Michael, 1992: 331).

Im Kontext dieser Arbeit ist insbesondere die abstrakte Vorstellung von Wissenschaft als SiG von Interesse, da sie grundlegende Elemente der Erfahrungswelt von Bürger*innen umfasst, die auch ihre Wahrnehmung einer SiP prägen, wenn sie in direkten Austausch mit Vertreter*innen der Wissenschaft treten.

Diese Sichtweise lenkt den Blick auf Wissenschaft als Teil sozialer Ordnungen, in denen Wissen, Autorität und Vertrauen gemeinsam hervorgebracht werden. Michaels Ansatz steht im weiteren Kontext reflexiver Wissenschaftsforschung innerhalb der Science and Technology Studies (STS), wie sie etwa Brian Wynne (1992) geprägt hat. Beide betonen, dass Bürger*innenwissen nicht defizitär ist, sondern als situiertes, kontextgebundenes Wissen verstanden werden muss, das soziale Ordnungen und Autorität aktiv mitgestaltet.

Aufbauend auf dieser Perspektive zeigen empirische Arbeiten, dass kulturelle und soziale Prägungen maßgeblich beeinflussen, wie Wissenschaft und ihre Vertreter*innen wahrgenommen und bewertet werden (vgl. Allum et al., 2008; LaFollette, 1990). Haynes (2003) weist zudem nach, dass sich in Literatur und Medien über Jahrhunderte teils widersprüchliche Bilder vom „genialen“ bis zum „verrückten“ Wissenschaftler² herausgebildet haben, die bis heute nachwirken und individuelle Vorstellungen prägen.

In der Gesellschaft existieren somit vielfältige und teilweise widersprüchliche Vorstellungen von Wissenschaft und Wissenschaftler*innen, die die individuelle wie kollektive Wahrnehmung prägen. Wenn Menschen über Wissenschaft sprechen, verknüpfen sie damit unterschiedliche Erwartungen, Bilder, Befürchtungen und Werte. Diese Perspektiven verdeutlichen, dass Wahrnehmungen von Wissenschaft kulturell, sozial und historisch geprägt sind. Um zu verstehen, wie sich solche Wahrnehmungen gesellschaftlich und institutionell verfestigen, bietet das Idiom der *Co-Production* nach Sheila Jasanoff (2004) einen weiterführenden theoretischen Rahmen.

2.1.2 Wie Wissenschaft und Gesellschaft sich koproduzieren

Während Michael und Wynne zeigen, wie Menschen Wissenschaft individuell deuten und sprachlich herstellen, rückt das von Sheila Jasanoff entwickelte Idiom der *Co-Production* die strukturelle Ebene dieser Prozesse in den Fokus. Es bietet ein theoretisches Instrument, um zu analysieren, wie wissenschaftliche und gesellschaftliche Ordnungen gemeinsam hervorgebracht, stabilisiert und legitimiert werden. Es schließt damit an Michael und Wynne an und erweitert diese Perspektive um eine institutionelle und epistemische Dimension. In Abgrenzung zu analytischen Modellen, die Wissenschaft als rein erkenntnisgeleiteten Prozess begreifen, betont das

² In Anlehnung an Haynes (2003) wird hier die maskuline Form verwendet, da die untersuchten historischen Narrative primär männliche Stereotype adressieren.

Idiom die gegenseitige Durchdringung epistemischer und sozialer Praktiken (vgl. Jasanoff, 2004: 3). Es ist „[...] *a way of interpreting and accounting for complex phenomena so as to avoid the strategic deletions and omissions of most other approaches in the social sciences.*“ (Jasanoff, 2004: 3). Das Idiom richtet den Blick auf die gleichzeitige Erzeugung von Wissen, Ordnung und Autorität.

Für die vorliegende Arbeit bildet die *Co-Production* die konzeptionelle Grundlage, um Prozesse der Bedeutungszuschreibung, Repräsentation und Deutung im Verhältnis von Bürger*innen und Wissenschaft zu untersuchen. Zentrale Annahme ist, dass soziale und epistemische Ordnungen nicht unabhängig voneinander existieren, sondern stets gemeinsam erzeugt, stabilisiert und transformiert werden. Dies umfasst materielle, diskursive, normative und institutionelle Komponenten und erlaubt es, implizite Ordnungen, Denkstile und Ausschlussmechanismen sichtbar zu machen (vgl. Jasanoff, 2004: 17 f., 38, 42, 43, 274, 276).

Ein besonderes Merkmal des Idioms ist seine methodologische Offenheit und interdisziplinäre Anschlussfähigkeit. Es versteht sich nicht als geschlossenes Theorieprogramm, sondern als „sensitizing concept“, das Forschenden erlaubt, komplexe Verflechtungen zwischen Wissen, Macht und Institutionen zu rekonstruieren (vgl. Jasanoff, 2004: 21–37). Dabei folgt es der Annahme, dass es keine universelle Wahrheit gibt, sondern vielfältige, kontextabhängige Wirklichkeitskonstruktionen, die ernst genommen werden müssen (vgl. Jasanoff, 2004: 21 f., 276). Als reflexiver Forschungsansatz fordert es Forschende dazu auf, ihre eigene Perspektive mitzudenken und disziplinäre Grenzen zu hinterfragen.

In der vorliegenden Arbeit wird diese Offenheit genutzt, um die Positionierungsarbeit von Bürger*innen gegenüber Wissenschaft in einem partizipativen Setting nicht linear, sondern vielschichtig und kontextsensibel zu analysieren. Das Idiom fungiert dabei als integrativer Rahmen, der es ermöglicht, Veränderungen nicht nur im Ergebnis, sondern bereits im Verlauf ihrer sozialen Aushandlung zu erfassen. Das Idiom verbindet dabei mikro- und makrosoziale Ebenen und macht ihre wechselseitigen Verflechtungen sichtbar (vgl. Jasanoff, 2004: 2, 4, 42-43, 276). Ferner betont das Idiom, dass auch scheinbar „objektive“ Fakten und Ordnungsvorstellungen sozialen Ursprungs sind. Es hinterfragt die Trennung zwischen sozialen und natürlichen Ordnungen und zeigt, dass beide stets gemeinsam erzeugt werden, etwa im Wechselspiel von materiellen, kognitiven, sozialen und normativen Faktoren (vgl. Jasanoff, 2004: 2, 38, 274). In ihrer

interpretativen Herangehensweise macht Jasanoff deutlich, „[...] *how cognitive understandings of the world we live in are tied at many points to social means of intervening in or coping with that world*“ (Jasanoff, 2004: 274).

Jasanoff unterscheidet vier Stränge koproduktionistischer Arbeit, die verschiedene Ebenen der wechselseitigen Hervorbringung von Wissen und sozialer Ordnung beleuchten: „[...] *making identities, making institutions, making discourses and making representations*.“ (Jasanoff, 2004: 38). Diese Stränge bieten folgende Zugänge zur Analyse komplexer empirischer Konstellationen:

- *Making identities*: In Krisen oder Umbruchsituationen stabilisieren sich Ordnungen durch die (Re-)Konstruktion kollektiver Identitäten (vgl. Jasanoff, 2004: 39).
- *Making institutions*: Institutionen helfen, Ordnung wiederherzustellen, indem sie als Träger von Wissen und Macht fungieren (vgl. Jasanoff, 2004: 39f.).
- *Making discourses*: In Diskursen werden Brüche und Probleme artikuliert, neue Deutungen erprobt und Unsicherheiten bearbeitet (vgl. Jasanoff, 2004: 40 f.).
- *Making representations*: Wissenschaftliches Wissen ist nicht frei von sozialen und politischen Einflüssen, sondern wird durch Repräsentationen vermittelt, die analysiert werden müssen (vgl. Jasanoff, 2004: 41).

Die vorliegende Arbeit bewegt sich insbesondere in den Strängen „*Discourses*“ und „*Representations*“, indem untersucht wird, wie Bürger*innen Wissenschaft sprachlich rahmen und welche Darstellungsformen (z. B. Narrative, Bilder, Beispiele) legitimatorisch wirksam werden.

Eine weitere zentrale Differenzierung des Idioms ist jene zwischen dem *constitutive* und dem *interactional strand*. Während der konstitutive Zugang sich mit den grundlegenden Strukturen wissenschaftlich-sozialer *Co-Production* beschäftigt („*about the way the world is*“), widmet sich der interaktionale Zugang konkreten Situationen, in denen Bedeutungen, Legitimitäten und Autoritäten verhandelt werden („*and how we find out about it*“) (vgl. Jasanoff, 2004: 274). Letzterer ist für die vorliegende Arbeit zentral. Ein klassisches Beispiel ist Shapin und Schaffers Analyse des Streits zwischen Hobbes und Boyle, in dem Fragen wissenschaftlicher Glaubwürdigkeit, politischer Ordnung und sozialer Autorität exemplarisch gebündelt werden (vgl. Jasanoff, 2004: 28 ff.). Solche

Spannungsfelder finden sich auch in partizipativen Kontexten, in denen Vertrauen und Legitimität zentral verhandelt werden (vgl. Jasanoff, 2004: 5, 34, 38).

Für die vorliegende Forschung heißt das: Nicht nur Diskursinhalte, sondern auch deren Hervorbringungsbedingungen geraten in den Blick. *Co-Production* macht die Verflechtungen zwischen Mikro- (individueller Deutung) und Makroebene (gesellschaftlicher Ordnung) sichtbar und zeigt, dass wissenschaftliches Wissen und soziale Strukturen (Normen, Identitäten, Institutionen) koproduziert sind (vgl. Jasanoff, 2004: 2, 17 f., 38, 42 f.).

Diese Perspektive fordert zugleich eine reflexive Haltung im Forschungsprozess: Sie lädt dazu ein, auch vermeintlich gegebene Kategorien und Ordnungsmuster zu hinterfragen und größtmögliche Offenheit für neue Erkenntnisse zu wahren (vgl. Jasanoff, 2004: 2, 274). Auch das Verhältnis und die wechselseitigen Vorstellungen zwischen Entitäten (etwa zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“) sowie deren Selbstdarstellungen werden dadurch analytisch geöffnet und können als Teil eines verwobenen Netzes aus materiellen, kognitiven, sozialen und normativen Dimensionen untersucht werden (vgl. Jasanoff, 2004: 38, 274).

Damit eröffnet das Idiom eine strukturell reflektierende Perspektive auf Räume diskursiver Aushandlung zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“, in denen wissenschaftliche Wahrheiten und soziale Ordnungen wechselseitig konstituiert werden (vgl. Jasanoff, 2004: 3, 276 f.).

Das Idiom sensibilisiert damit für die Wirkmächtigkeit von Repräsentationen und historischen Erfahrungen im Sprechen über Wissenschaft, etwa bei der Zuschreibung oder Zurückweisung von Autorität, Vertrauen oder Skepsis. Positionierungen von Bürger*innen erscheinen so als Ausdruck und zugleich Mitproduktion gesellschaftlicher Wissens- und Ordnungsstrukturen (vgl. Jasanoff, 2004: 18, 42).

Während *Boundary Work* (Gieryn, 1983) zeigt, wie Wissenschaft Legitimität und Autorität über Grenzziehungen sichert, rückt das Öffentlichkeitskonzept die Aushandlungsräume in den Blick, in denen diese Grenzen kommuniziert, verschoben oder unterlaufen werden. Vor diesem Hintergrund entfaltet das nächste Unterkapitel die Logiken von Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“.

2.2 Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“

Aufbauend auf dem Idiom der *Co-Production*, das die wechselseitige Hervorbringung von wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungen betont, richtet dieses Kapitel den Blick auf die Dynamiken, durch die Grenzen zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ hergestellt, stabilisiert und verschoben werden. Während *Co-Production* verdeutlicht, dass Wissen und soziale Ordnung untrennbar miteinander verflochten sind, untersucht der Ansatz des *Boundary Work* (vgl. Gieryn, 1983), wie diese Verflechtung diskursiv, institutionell und symbolisch organisiert wird.

Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft sind dabei keine starren Linien, sondern Ergebnis fortlaufender sozialer Aushandlungsprozesse. Sie dienen der Stabilisierung epistemischer Autorität, der Abgrenzung institutioneller Zuständigkeiten und der Sicherung gesellschaftlicher Legitimität. Gleichzeitig werden sie immer wieder herausgefordert – etwa, wenn wissenschaftliche Expertise in öffentliche Kontroversen einfließt oder Bürger*innen ihre eigenen Deutungen und Wissensansprüche artikulieren.

Thomas F. Gieryn (1983) prägte den Begriff *Boundary Work*, um diese Prozesse der symbolischen Grenzarbeit zu beschreiben. Er zeigt, dass Wissenschaftler*innen aktiv daran mitwirken, die Grenzen ihrer Domäne zu definieren und dadurch ihre Autorität gegenüber anderen gesellschaftlichen Akteursgruppen (wie etwa Politik, Medien oder „Öffentlichkeit“) zu behaupten. Diese Grenzarbeit erfüllt damit eine doppelte Funktion: Sie konstruiert ein Bild von Wissenschaft als autonome, objektive und methodisch abgesicherte Praxis und grenzt sie zugleich von anderen Wissensformen, Interessen und Wertordnungen ab.

In der Folge wurde das Konzept in der Wissenschafts- und Technikforschung vielfach aufgegriffen und weiterentwickelt (z. B. Felt et al., 2014). Neuere Arbeiten betonen, dass Grenzen nicht nur exkludierend wirken (Gieryn, 1983), sondern auch als Kontaktzonen verstanden werden können, in denen unterschiedliche soziale Welten aufeinandertreffen und über sogenannte *boundary objects* koordiniert werden (Star & Griesemer, 1989). In diesen Prozessen entstehen wissenschaftliche und gesellschaftliche Ordnungen wechselseitig (Jasanoff, 2004; Felt et al., 2014).

Für die vorliegende Arbeit ist dieses Spannungsfeld zwischen Stabilisierung und Durchlässigkeit zentral. In partizipativen Formaten wie Bürger*innenforen oder

Dialogverfahren werden die Grenzen zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ explizit adressiert und situativ neu verhandelt. Hier entstehen hybride Räume, in denen wissenschaftliche und alltagsweltliche Deutungen, Erwartungen und Werte aufeinandertreffen.

Ziel dieses Kapitels ist es daher, theoretisch zu beleuchten, wie solche Grenzziehungen kommunikativ hergestellt und institutionell verankert werden, welche Funktionen sie erfüllen und inwiefern sie in partizipativen Kontexten flexibilisiert oder infrage gestellt werden können. Damit schließt das Kapitel an Jasanoffs Verständnis von Wissenschaft und Gesellschaft als koproduzierte Ordnungssysteme an und konkretisiert, wie diese Ordnungen im Diskurs sichtbar, verhandelbar und verschiebbar werden.

2.2.1 Strategische Grenzarbeit der Wissenschaft

Im Folgenden wird zunächst Gieryns klassischer Ansatz des *Boundary Work* vorgestellt, der die strategische Funktion wissenschaftlicher Grenzziehung analysiert. Gieryns Ansatz entstand im Kontext der *Sociology of Scientific Knowledge* (SSK) und betont, dass wissenschaftliche Autorität nicht selbstverständlich gegeben, sondern sozial performativ abgesichert wird. Der Begriff der Positionierungsarbeit, wie er im empirischen Teil dieser Arbeit verwendet wird, suggeriert zunächst, dass sich klar voneinander abgegrenzte (kollektive) Akteur*innen – wie „die Öffentlichkeit“ und „die Wissenschaft“ – gegenüberstehen. Gieryn (1983) zeigt dem gegenüber, dass „Wissenschaft“ keine feste Entität ist, sondern ein flexibles, strategisch konstruiertes soziales Gebilde (vgl. Gieryn, 1983: 781 f.).

Wissenschaftliche Akteur*innen betreiben Grenzziehungsarbeit, um Wissenschaft gegenüber „Nicht-Wissenschaft“ (z. B. Politik, Religion oder Alltagswissen) abzugrenzen. Dabei geht es nicht um objektive Trennlinien, sondern um situative Strategien zur Sicherung von Autonomie, Legitimität und Autorität (vgl. Gieryn, 1983: 783 f.). So kann die Wissenschaft je nach Kontext betonen, empirisch (gegenüber Religion) oder theoretisch (gegenüber Alltagswissen) zu sein (vgl. Gieryn, 1983: 787). Diese Form der Grenzziehungsarbeit definiert nicht nur, was als Wissenschaft gilt, sondern zugleich, welche Positionen Bürger*innen in diesem Feld überhaupt einnehmen können.

„*The boundaries of science are ambiguous, flexible, historically changing, contextually variable, internally inconsistent, and sometimes disputed*“ (Gieryn, 1983: 792). Auch öffentliche Kritik und Regulierungsforderungen sind Teil dieser Dynamik: Sie entstehen

laut Gieryn, wenn Wissenschaft gewünschte technologische Lösungen nicht liefert oder auch Entwicklungen hervorbringt, die Ablehnung erzeugen (vgl. Gieryn, 1983: 789). *Boundary Work* ist damit ein dynamischer und normativ aufgeladener Aushandlungsprozess, in dem Wissenschaft sich immer wieder neu positioniert und damit zugleich die möglichen Positionen für Bürger*innen mitformt (vgl. Gieryn, 1983: 792).

2.2.2 Ethische Grenzziehung in partizipativer Forschung

Während Gieryn den Fokus auf strategische Grenzziehungen durch die Wissenschaft als Absicherungsmechanismus ihrer Autorität legt, zeigen Kasperowski et al. (2021), dass Boundary-Work auch in vermeintlich offenen, partizipativen Kontexten wie der Citizen Science stattfindet, und zwar in Form von ethischer Grenzziehungsarbeit (vgl. Kasperowski et al., 2021: 13). Die Autor*innen analysieren anhand von bestehender Literatur, wie Wissenschaftler*innen in partizipativen Projekten implizit definieren, welche Formen von Beteiligung, Wissen und Verhalten als legitim gelten (vgl. Kasperowski et al., 2021: 16).

Diese normativen Zuschreibungen erfolgen häufig nicht durch direkte Ausschlüsse, sondern durch eine ethische Rahmung von Beteiligung. Ethik fungiert damit als machtvoll Instrument, das Grenzen nicht nur verschiebt, sondern auch neue hervorbringt, teils subtil, teils explizit (vgl. Kasperowski et al., 2021: 18).

Dadurch wird sichtbar, dass auch partizipative Verfahren Machtasymmetrien reproduzieren, selbst wenn sie auf Offenheit und Inklusion zielen. Damit erweitern Kasperowski et al. das Verständnis von Boundary-Work um eine reflexive Dimension, die aufzeigt, wie auch normative Kategorien Teil der koproduktiven Hervorbringung epistemischer und sozialer Ordnungen sind. Selbst in Settings, die Beteiligung ermöglichen sollen, unterliegen Bürger*innen damit nicht nur methodischen, sondern auch moralischen Erwartungen, die ihre Positionierung mitprägen.

2.2.3 Institutionelle Erzeugung von „Öffentlichkeit“

Während Kasperowski et al. (2021) die normative Dimension von Grenzziehung betonen, verlagern Felt und Fochler (2010) die Analyse auf die institutionelle Ebene und fragen, wie „Öffentlichkeiten“ selbst erzeugt werden. Felt und Fochler (2010) argumentieren, dass „Öffentlichkeiten“ in partizipativen Verfahren nicht einfach

„vorgefunden“ werden, sondern vielmehr durch institutionelle Praktiken aktiv erzeugt werden. Sie sprechen von „Machineries for Making Publics“, also von institutionellen Arrangements, durch die in Partizipationssettings bestimmte „Öfflichkeitstypen“ über Auswahl, Methodenwahl und Kommunikationsdesign hervorgebracht werden (vgl. Felt & Fochler, 2010: 220–222). Damit wird sichtbar, dass partizipative „Öfflichkeiten“ nicht nur Räume der Teilhabe, sondern zugleich Orte institutionell vorstrukturierter Positionierungsarbeit sind.

Zentral sind die Konzepte der Inskription und Deskription: Inskription bezeichnet Rollenzuschreibungen an Teilnehmende; Deskription beschreibt, wie eine kohärente „Öfflichkeit“ in Nacherzählungen suggeriert wird, etwa im Abschlussbericht oder politischen Diskurs (vgl. Felt & Fochler, 2010: 223–224). Diese „Machineries“ strukturieren nicht nur Beteiligung, sondern auch die verfügbaren Formen der Positionierung durch thematische Vorgaben, Redezeit oder Diskurstyp (vgl. Felt & Fochler, 2010: 224–225). Obwohl diese Formate Offenheit suggerieren, zeigen sie eine hohe institutionelle Vorprägung und begrenzen artikulierbare Positionen, etwa durch methodische Rahmung, thematische Vorgaben oder implizite Rollenerwartungen (vgl. Felt & Fochler, 2010: 226–227).

Abschließend lässt sich festhalten, dass Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und „Öfflichkeit“ als dynamische, machtvoll und institutionell eingebettete Prozesse zu verstehen sind. Während Gieryn (1983) ihre strategische Funktion zur Sicherung wissenschaftlicher Autorität hervorhebt, zeigen neuere Ansätze, dass solche Grenzarbeiten auch normative (vgl. Kasperowski et al., 2021) und institutionelle Dimensionen (Felt & Fochler, 2010) umfassen. In partizipativen Kontexten wird damit besonders sichtbar, dass Grenzen nicht nur trennen, sondern auch neue „Öfflichkeiten“ hervorbringen. Diese Perspektive bildet den Ausgangspunkt für das folgende Kapitel, das die Konzeption von „Öfflichkeit“ als sozialem Aushandlungsraum näher beleuchtet.

2.3 „Öfflichkeit“ als Aushandlungsraum

Aufbauend auf die vorangehende Diskussion zu Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und „Öfflichkeit“ richtet dieses Kapitel den Blick auf die Frage, wie „Öfflichkeit“ selbst in diesen Prozessen konstituiert wird. In den Science and Technology Studies (STS) wird „Öfflichkeit“ nicht als homogene Masse, sondern als relationaler sozialer Raum verstanden, in dem verschiedene Akteur*innen,

Wissensformen und Deutungsordnungen aufeinandertreffen. Michael (2009) unterscheidet dabei zwischen *Public-in-General* und *Public-in-Particular* und macht deutlich, dass „Öffentlichkeit“ immer situativ und relational erzeugt wird.

Wenn die Wissenschaft ins Zentrum der Aufmerksamkeit gebracht wird, dann meistens in Kombination mit einer gegenüberstehenden Entität, wie der „Öffentlichkeit“. Ähnlich wie die Vorstellung von „Wissenschaft“ ist auch die Vorstellung von „Öffentlichkeit“ vielfältig und kontextabhängig. Wie Michael (2009) zeigt, ist „Öffentlichkeit“ keine gegebene Entität, sondern entsteht erst in spezifischen sozialen und diskursiven Konstellationen. Die Bandbreite geht dabei von einer „Öffentlichkeit“ als bestehend aus „unwissenden“ Personen, die ignorant gegenüber der Wissenschaft sind (wie es die Royal Society 1985 basierend auf einer Annahme von Defiziten formulierte) bis zu einer „Öffentlichkeit“, die als aus Personen bestehend verstanden wird, die grundsätzlich politisch fähig und interessiert an der Mitsprache zu wissenschaftlich technischen Themen sind (vgl. Michael, 2009: 621).

Mike Michael zufolge (2009) weist die „allgemeine Öffentlichkeit“ (bei ihm „Public in General“, kurz PiG) ähnliche Eigenschaften auf wie die in der Sozialtheorie oft als homogen gedachte Entität „Gesellschaft“ (er bezieht sich hier auf Bowers & Iwi, 1993): ein homogenes, nicht lokalisierbares und immer schon da gewesenes Ganzes, das als solches erst in Gegenüberstellung zu anderen abstrakten (und als ein uniformes Ganzes aufgefassten) Entitäten (in diesem Fall der „Wissenschaft“) definierbar wird (vgl. Michael, 2009: 620-623).

Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ koproduzieren sich über Ein- und Ausschlussargumentationen ihrer jeweiligen Vertreter*innen in einem zirkulären, kontinuierlichen Prozess (vgl. Michael, 2009: 622). Die Bezugnahme auf eine andere Entität erfolgt dabei immer basierend auf sich ausschließenden, gegensätzlichen Eigenschaften (vgl. Michael, 2009: 623). Der Unterschied wird allerdings erst eindeutig, wenn sich um ein spezifisches Thema, beispielsweise aus dem wissenschaftlich-technischen Bereich, eine „spezifische Öffentlichkeit“ bildet, indem laut Michael diese spezifische „Öffentlichkeit“, in seinen Worten „Public in Particular“ (PiP), im Gegensatz zur allgemeinen „Öffentlichkeit“ ein ganz spezifisches Interesse in ein ebensolches Thema hegt und darin involviert ist (vgl. Michael, 2009: 623). Diese relationalen Konstruktionen werden besonders sichtbar, wenn „Öffentlichkeit“ in konkrete partizipative Settings eingebunden wird, in denen sich *Public-in-Particular* herausbilden.

Während im Ansatz des *Critical Public Understanding of Science* das Vertrauen in wissenschaftliche Institutionen im Vordergrund steht (vgl. Michael, 2009: 620), rückt das *Public Engagement with Science* den wechselseitigen Austausch zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ ins Zentrum. Ziel ist es, das Zusammenspiel dieser Sphären zu verstehen und zu verbessern, anstatt lediglich Wissensdefizite zu beheben (vgl. Michael, 2009: 617). Damit folgt dieser Ansatz der von Jasanoff (2004) betonten Idee, dass Wissenschaft und Gesellschaft gemeinsam soziale Ordnungen hervorbringen.

Die „Öffentlichkeit“ gilt – unter der Annahme, dass grundsätzlich das Bedürfnis besteht, innerhalb wissenschaftlicher Kontroversen gehört zu werden – dabei als wichtiger Bestandteil innerhalb der sozio-technologischen (wissenschaftlichen) Entscheidungsfindung, die es einzubeziehen gilt (vgl. Michael, 2009: 620 ff.). Eine solche Einbeziehung erfolgt bspw. durch die Anwendung des Modells von Partizipationsverfahren, in denen Vertreter*innen der „Öffentlichkeit“ und der Wissenschaft in einen Dialog treten. Nur im Wechselspiel miteinander wird das jeweilige Gegenüber – Wissenschaft bzw. „Öffentlichkeit“ – konstruiert, sie bedingen einander, was vorwiegend innerhalb eines spezifischen Kontextes wie dem eines Partizipationsverfahrens deutlich wird (vgl. Gisler et al., 2004: 10).

Gerade in partizipativen Settings zeigt sich dabei, dass Wissenschaftskommunikation als sozialer Prozess verstanden werden muss, der das ursprüngliche defizitäre Verständnis des Public Understanding of Science hinter sich lässt (in dem das Wissensdefizit einer „unwissenden“ „Öffentlichkeit“ durch Wissenschaftskommunikation behoben wird). Wissenschaftskommunikation wird in diesen Kontexten als interaktiver Prozess verstanden, der den Austausch zwischen Wissenschaft und Gesellschaft fördert und Wissen nicht nur vermittelt, sondern gemeinsam hervorbringt (vgl. Irwin, 2001; Jasanoff, 2003; Bucchi & Trench, 2014). „Öffentlichkeit“ erscheint dabei als aktive Akteurin im wissenschaftlichen Prozess (vgl. Michael, 2009: 620 ff.). Dieser Ansatz reflektiert ein demokratisches Verständnis von Wissenschaft als gesellschaftlich eingebettet und mitverantwortlich und fördert neue Formen der Legitimation und Verantwortung in der Wissensproduktion (vgl. Irwin, 2001; Wynne, 2007). Für diese Arbeit ist dieses Verständnis zentral, da es die kommunikative und relationale Dimension von Positionierungsarbeit in partizipativen Prozessen theoretisch fundiert.

Die rhetorische Verwendung des Terminus „allgemeine Öffentlichkeit“ erfolgt auf unterschiedlich explizite oder implizite Weise, gebunden an implizite Vorstellungen (vgl. Felt & Fochler, 2010: 234). Sprecher*innen können sich dabei rhetorisch als Teil oder Nicht-Teil einer „Öffentlichkeit“ positionieren, je nachdem, ob sie dieser positive oder negative Eigenschaften zuschreiben. Wer sich positiv einordnet, stellt sich als Teil einer aktiven, vernünftigen „Öffentlichkeit“ dar. Wer negative Zuschreibungen verwendet, grenzt sich ab und konstruiert sich selbst als deren „aufgeklärte Elite“ (vgl. Felt & Fochler, 2010: 228; Michael, 2009: 620 f.). Solche rhetorischen Strategien sind auch in Partizipationsverfahren bedeutsam, da sie beeinflussen, welche Positionen Teilnehmende für sich beanspruchen können.

Vor diesem Hintergrund lässt sich Partizipation als eine Form „hergestellter Öffentlichkeit“ verstehen – ein institutionell initiiertes Setting, in dem Begegnungen zwischen Wissenschaft und Bürger*innen nicht nur stattfinden, sondern aktiv gestaltet, gerahmt und damit auch epistemisch wirksam werden.

Partizipative Verfahren bilden die Schnittstelle, an der Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ gezielt aufeinandertreffen. In ihnen wird ausgehandelt, wie Wissen geteilt, Vertrauen hergestellt und Verantwortung verteilt wird. Forschung zu Partizipation im STS-Kontext – etwa von Wynne (1992, 2007) und Felt et al. (2008) – zeigt, dass Beteiligung immer kulturell, institutionell und relational gerahmt ist.

Die zuvor dargestellte Unterscheidung zwischen „Public in General“ und „Public in Particular“ (Michael, 2009) verdeutlicht, dass Öffentlichkeit nicht als homogene soziale Einheit verstanden werden kann. Vielmehr entstehen im Rahmen partizipativer Verfahren spezifische Öffentlichkeiten, in denen Bürger*innen ihre Beziehung zur Wissenschaft situativ aushandeln. Abbildung 1 stellt den konzeptionellen Rahmen der vorliegenden Untersuchung dar und verdeutlicht die zentralen relationalen Bezugspunkte der Positionierungsarbeit.

Das Modell zeigt, dass die Positionierungsarbeit der teilnehmenden Bürger*innen im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlichen Institutionen, der breiteren gesellschaftlichen Öffentlichkeit sowie dem institutionellen Setting des Partizipationsverfahrens erfolgt. Die im Verfahren teilnehmenden Bürger*innen können dabei als „Public in Particular“ verstanden werden, während die abstraktere gesellschaftliche Referenzebene die „Public in General“ bildet.

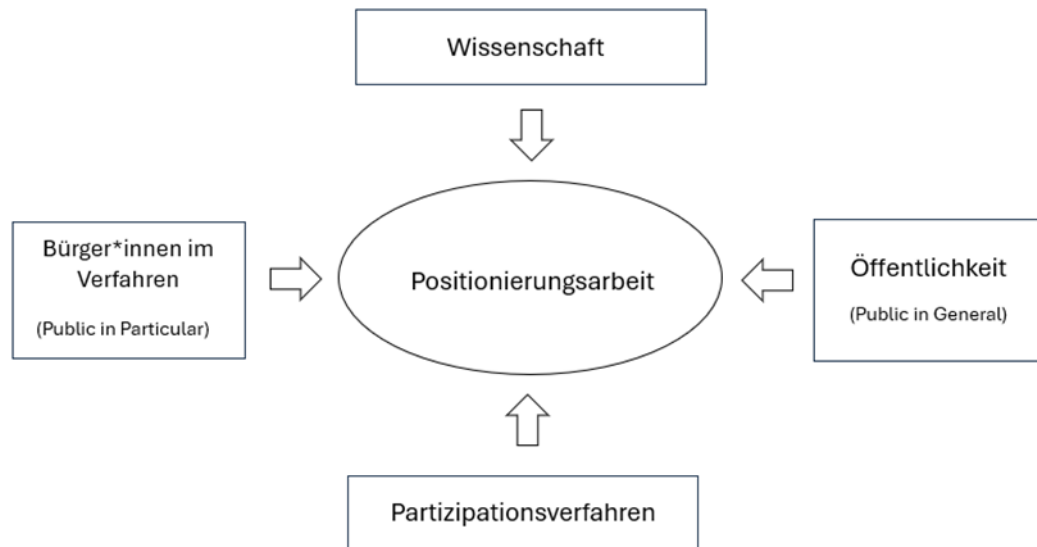


Abbildung 1: Konzeptioneller Rahmen der Untersuchung (eigene Darstellung)

Aus diesen theoretischen Perspektiven ergeben sich zentrale Bedingungen, die Partizipationsprozesse prägen – insbesondere Vertrauen, kulturelle Passung, institutionelle Reflexivität und zeitliche Rahmungen, die im Folgenden als Wirkfaktoren näher betrachtet werden.

2.4 Wirkfaktoren in Partizipationsprozessen

Dieses Kapitel versteht Partizipation als relationale Praxis, deren Wirksamkeit weniger in Methoden als in sozialen Dynamiken liegt. Bezogen auf die Forschungsfrage, ob und wie sich Positionierungen von Bürger*innen gegenüber Wissenschaft durch Teilnahme verändern, arbeite ich vier Wirkfaktoren als analytische Linsen heraus: kulturelle Passung (Bezugnahmen auf Lebenswelt und Erfahrungswissen), Vertrauen (Zuschreibung bzw. Entzug von Glaubwürdigkeit), institutionelle Reflexivität (Markierungen von Rollen und Grenzen) und Zeitlichkeit (Hinweise auf Rhythmen, Fristen, Tempo).

Aufbauend auf STS-Arbeiten (vgl. Wynne, 1992, 2007; Felt et al., 2008; Felt & Fochler, 2010; Felt, 2016) fassen neuere Ansätze *science communication* und Partizipation als relationale, machtvoll und situierte Praktiken: Sie bestimmen, welche Stimmen gelten, welche Wissensformen anschlussfähig sind und wie Legitimität entsteht (vgl. Felt & Davies, 2020, S. 12–18).

Felt und Davies (2020) beschreiben Partizipation als Modus gesellschaftlicher *Co-Production*, in dem wissenschaftliche und gesellschaftliche Akteur*innen gemeinsam Aushandlungen über Wissen, Werte und Verantwortung führen. Kommunikation über Wissenschaft ist dabei stets auch Kommunikation über soziale Ordnung: Sie legt fest, welche Wissensformen Geltung besitzen und welche emotionalen oder moralischen Ausdrucksweisen als legitim erscheinen. Damit verschiebt sich der Fokus von der Frage, wie man informiert, zu der Frage, wie Ordnung, Verantwortung und Zugehörigkeit kommunikativ hergestellt werden. Reflexivität, relationales Denken und Sensibilität für Macht- und Kontextfaktoren werden so zu Grundvoraussetzungen für gelingende Beteiligung.

Chilvers und Kearnes (2016) verorten diese Entwicklung im sogenannten „participatory turn“ der letzten Jahrzehnte. Sie unterscheiden drei Entwicklungsphasen: eine erste Generation der Information und Konsultation, eine zweite Generation des Dialogs und der Deliberation sowie eine dritte Generation der *Co-Production* von Wissen und Gesellschaft (S. 197–200). Diese jüngste Phase versteht Partizipation als Prozess der reflexiven Governance – also als institutionelles Lern- und Selbstbeobachtungssystem, das nicht nur Bürger*innen einbindet, sondern auch wissenschaftliche und politische Strukturen verändert. Daraus folgt für meine Analyse ein besonderes Augenmerk auf Reflexivitätsmarker (Selbstverortungen, Grenzbenennungen) und Aushandlungsszenen (wer spricht mit welchem Status).

Mein Untersuchungsfall liegt überwiegend zwischen Phase 2 und 3; analytisch richtet sich der Blick daher auf Deliberationspraktiken und Momente der *Co-Production*. Aus dieser Perspektive begreife ich Partizipation als komplexe, sozial situierte und reflexive Praxis, in der Vertrauen, kulturelle Passung, institutionelle Reflexivität und zeitliche Rahmungen dynamisch zusammenwirken. Die folgenden Abschnitte zeichnen diese Logik nach – von Wynnes sozialer Einbettung über Felts kulturell-institutionelle und zeitliche Arrangements bis zu Michaels performativer „Öffentlichkeit“ – und bereiten so die empirische Analyse vor.

Die folgenden Abschnitte vertiefen diese Perspektive, indem sie zentrale Wirkfaktoren in Partizipationsprozessen systematisch entfalten. Den Ausgangspunkt bildet die soziale Einbettung von Wissen und die Frage, wie kulturelle Passung Vertrauen und Anschlussfähigkeit ermöglichen.

2.4.1 Soziale Einbettung und kulturelle Passung

Die empirische Arbeit von Bryan Wynne (1992) bildet einen klassischen Bezugspunkt für das Verständnis von kultureller Passung als Wirkfaktor in Partizipationsprozessen. In seiner Fallstudie mit Schafzüchter*innen aus Nordengland nach dem Reaktorunfall von Tschernobyl zeigt er, dass der Umgang mit wissenschaftlichem Wissen stets in soziale und kulturelle Kontexte eingebettet ist. Wissen ist in diesem Verständnis nie neutral oder rein kognitiv, sondern trägt institutionelle Deutungsrahmen, Wertvorstellungen und Machtverhältnisse in sich.

Wie Menschen auf wissenschaftliche Aussagen reagieren, hängt eng mit ihrer sozialen Identität, ihren Zugehörigkeiten und ihren Erfahrungen zusammen (S. 283–285). Werden diese Lebenswelten oder das Erfahrungswissen der Beteiligten nicht anerkannt, reagieren sie mit Skepsis oder Widerstand. Vertrauen in wissenschaftliche Akteur*innen entsteht folglich nicht durch Information oder Transparenz, sondern durch die Anerkennung der alltäglichen Expertise und der Lebensrealität der Betroffenen (S. 287).

Damit wird deutlich, dass Vertrauen, kulturelle Passung und Reflexivität zentrale Bedingungen sind, die Kommunikation und Handeln in Beteiligungsprozessen strukturieren (S. 283–285, 300). Diese Faktoren entwickeln sich relational – in sozialen Beziehungen, kollektiven Erfahrungen und institutionellen Kontexten. Für Partizipationsverfahren bedeutet das, dass ihre Qualität nicht allein von formalen Designs abhängt, sondern davon, wie Menschen miteinander sprechen, aufeinander reagieren und Verantwortung aushandeln.

Aus Wynnes Analyse lassen sich mehrere Wirkfaktoren ableiten: das Handeln wissenschaftlicher Institutionen und ihrer organisatorischen Kontexte, die kulturellen Deutungsmuster und lokalen Erfahrungen der Beteiligten sowie deren moralische und persönliche Interessenlagen. Indirekt verweist Wynne auch auf politische und räumliche Rahmenbedingungen, die Vertrauen und soziale Beziehungen prägen.

Für die vorliegende Analyse bedeutet dies: Kulturelle Passung zeigt sich in den Interviews dort, wo Teilnehmende wissenschaftliche Aussagen mit ihrem Erfahrungswissen abgleichen, institutionelles Verhalten an Alltagserfahrungen messen oder Vertrauen an die Anerkennung ihrer Lebenswelt knüpfen. Während Wynne (1992) damit vor allem die kulturell-relationale Dimension von Vertrauen hervorhebt, erweitert er in späteren Arbeiten (2007) den Blick auf die institutionellen und politischen

Voraussetzungen von Partizipation. Dadurch rückt die Frage in den Fokus, wie Macht, Legitimität und Selbstreflexivität institutionell verankert sind.

2.4.2 Institutionelle Reflexivität und Macht

Wynnes späterer Beitrag (2007) erweitert seine frühen Überlegungen um eine explizit institutionelle und politische Perspektive auf Partizipation. Damit rückt er den zweiten zentralen Wirkfaktor dieses Kapitels – institutionelle Reflexivität – in den Fokus.

Er kritisiert, dass der Diskurs über *Public Participation in Science* häufig auf einem kategorialen Missverständnis beruht: Wissenschaft wird als neutrale, entpolitisierte Instanz behandelt, während ihre sozialen, kulturellen und politischen Voraussetzungen unsichtbar bleiben (S. 99 f.). Dies führt zu Formen der Beteiligung, die bestehende Machtverhältnisse eher stabilisieren als hinterfragen. Partizipation wird so zu einem performativen Akt institutioneller Legitimation – sie performt „Öffentlichkeit“, ohne ihre Grenzen tatsächlich zu öffnen (S. 100 ff.).

Wynne unterscheidet dabei zwischen „invited“ und „uninvited participation“: Während erstere von Institutionen initiiert und thematisch gerahmt ist, entsteht letztere dort, wo Bürger*innen selbst Deutungen, Kritik oder Fragen in den öffentlichen Raum einbringen (S. 103 ff.). Diese Differenz verdeutlicht, dass nicht nur Inhalte, sondern auch die institutionelle Rahmung von Beteiligung ein zentraler Wirkfaktor ist. Sie bestimmt, welche Wissensformen und Erfahrungen als legitim gelten, wer als kompetent gilt und wie Vertrauen sowie Verantwortungszuschreibungen entstehen.

Wynne entwickelt hier seine früheren Konzepte von Vertrauen, kultureller Passung und Reflexivität weiter und verbindet sie mit einer Macht- und Institutionenanalyse. Während seine Schafzüchter-Studie (1992) zeigte, dass Vertrauen aus der Anerkennung lebensweltlicher Erfahrung hervorgeht, betont Wynne (2007), dass echte Partizipation institutionelle Selbstreflexion erfordert. Erst wenn wissenschaftliche und politische Akteur*innen ihre eigenen Machtpositionen, normativen Prämissen und gesellschaftlichen Rollen kritisch hinterfragen, kann ein offener Austausch über Wissen, Werte und Verantwortung stattfinden (S. 109 f.).

Damit macht Wynne deutlich, dass Wirkfaktoren in Partizipationsprozessen nicht auf individueller Ebene liegen, sondern in den strukturellen und kulturellen Logiken der Institutionen, die Beteiligung ermöglichen oder begrenzen. Vertrauen, Reflexivität und

kulturelle Passung entstehen als Ergebnis sozialer Aushandlung darüber, wer sprechen darf, wessen Erfahrung zählt und welche Zukunftsbilder als legitim gelten.

Für die vorliegende Analyse ist dieser Gedanke zentral: Institutionelle Reflexivität zeigt sich in den Interviews dort, wo Teilnehmende Machtasymmetrien thematisieren, eigene Rollen im Prozess reflektieren oder Spannungen zwischen wissenschaftlicher und alltäglicher Deutung sichtbar machen.

Diese institutionelle Perspektive wird in der Folge von Ulrike Felt und Kolleg*innen weiter differenziert. Sie verlagern den Fokus von der Kritik an Machtstrukturen hin zur Analyse der symbolischen und kulturellen Einschreibungen, durch die Teilhabe und Verantwortung im Alltag verhandelt werden.

2.4.3 Kulturelle und institutionelle Einschreibungen

Der dritte hier betrachtete Wirkfaktor betrifft die kulturelle und institutionelle Einbettung von Partizipation. Ulrike Felt und Kolleg*innen (2008) zeigen in ihrer vergleichenden Studie zu postnatalen Gentests und Organtransplantationen, wie Bürger*innen über Macht, Verantwortung und Teilhabe im biomedizinischen Kontext nachdenken. Im Mittelpunkt steht die Frage, welche Vorstellungen von Governance in Alltagsdiskursen auftauchen und wie sie die gesellschaftliche Akzeptanz von Wissenschaft und Technologie prägen.

Die Autor*innen machen sichtbar, dass Bürger*innen Beteiligung nicht primär als formales Mitspracherecht verstehen, sondern als moralisch und sozial eingebettete Praxis. Teilhabe bedeutet, Verantwortung für gesellschaftliche Entwicklungen zu übernehmen – aber auch, die Grenzen des eigenen Einflusses zu reflektieren (S. 244–250). Vertrauen in biomedizinische Institutionen entsteht dort, wo deren Handeln mit geteilten Wertvorstellungen, kollektiven Erfahrungen und kulturellen Deutungsmustern übereinstimmt.

Besonders deutlich wird, dass Beteiligungsbereitschaft stark von der kulturellen Passung der jeweiligen Technologie abhängt. Während Organtransplantationen auf moralisch-existenzielle Deutungsrahmen verweisen, werden genetische Tests stärker im Lichte von Kontrolle und sozialer Gerechtigkeit diskutiert. Damit zeigen Felt et al., dass Vertrauen, Skepsis oder Akzeptanz nicht aus Informationsdefiziten entstehen, sondern aus der Übereinstimmung zwischen institutionellen Kommunikationsformen und den

symbolischen Ordnungen, in denen Menschen ihre Erfahrungen verorten. Diese Einsicht erweitert Wynnes (1992) Konzept sozialer Einbettung: Wissen wird nicht nur in sozialen Beziehungen, sondern auch in moralisch-kulturellen Sinnstrukturen verhandelt.

Felt et al. (2008) beschreiben Governance-Praktiken zudem als netzwerkförmige Prozesse, in denen sich Macht zwischen Expert*innen, Patient*innen, Nicht-Regierungs-Organisationen und politischen Institutionen verteilt (S. 238–243). In diesen Netzwerken entstehen neue Formen gemeinsamer Verantwortlichkeit – doch bleibt offen, inwiefern sie reale Mitgestaltung oder nur symbolische Beteiligung ermöglichen. Die Autor*innen sprechen in diesem Zusammenhang von „institutional inscriptions“, also jenen kulturell und organisatorisch verankerten Erwartungsstrukturen, die Teilhabe rahmen und begrenzen.

Für das Verständnis von Wirkfaktoren bedeutet dies: Partizipation entfaltet Wirkung dann, wenn sie moralische, affektive und kulturelle Sinnbezüge anerkennt und als Aushandlungsprozess von Bedeutung versteht – nicht bloß als Konsultationsinstrument. Felt et al. fordern daher eine „technology-sensitive participation“, die sich an den jeweiligen sozialen Welten der Beteiligten orientiert.

Für die vorliegende Analyse liefert diese Perspektive eine wesentliche Grundlage: Kulturelle und institutionelle Einschreibungen zeigen sich in den Interviews dort, wo Teilnehmende Verfahren oder Kommunikationsformen im Lichte eigener Werte deuten – etwa wenn sie Fairness, Fürsorge oder Kontrolle thematisieren und dadurch die Passung zwischen wissenschaftlichen Praktiken und moralischen Ordnungen bewerten.

Aufbauend auf dieser Einsicht, dass Partizipation immer kulturell und moralisch gerahmt ist, untersuchen Felt und Fochler (2010), wie Institutionen „Öffentlichkeit“ selbst herstellen. Damit wird Partizipation nicht länger nur als Kommunikationsprozess, sondern als Produktion sozialer Ordnungen sichtbar.

2.4.4 *Machineries for Making Publics*

Der vierte hier relevante Wirkfaktor betrifft die institutionelle Gestaltung und symbolische Rahmung von „Öffentlichkeit“. In ihrem vielzitierten Beitrag beschreiben Ulrike Felt und Maximilian Fochler (2010) Partizipation als eine soziale und technopolitische Praxis, die „Öffentlichkeit“ nicht einfach abbildet, sondern aktiv hervorbringt. Beteiligungsformate werden als „Machineries for Making Publics“ verstanden – als institutionelle Apparate,

die bestimmte „Öffentlichkeiten“ herstellen, indem sie festlegen, wer sprechen darf, welche Wissensformen Geltung besitzen und welche Themen als relevant erscheinen (S. 219–226). „Öffentlichkeit“ wird somit nicht vorgefunden, sondern performativ produziert.

Diese „Machineries“ tragen stets normative Erwartungen in sich: Sie erzeugen Bilder „kompetenter Bürger*innen“ – rational, dialogbereit, konsensorientiert – und schließen jene aus, deren Ausdrucksformen oder Erfahrungswelten nicht in dieses Skript passen. Damit machen Felt und Fochler sichtbar, dass Partizipation immer auch Subjektivierungsarbeit leistet: Sie formt Vorstellungen davon, was als legitime Stimme gilt und wie „gute“ Beteiligung aussieht.

Diese Perspektive verschiebt den Blick auf die institutionellen Wirkfaktoren von Partizipation. Nicht die Themen, sondern die Gestaltung und kulturelle Rahmung der Verfahren entscheiden darüber, ob Vertrauen, Offenheit und Legitimität entstehen können. Beteiligung funktioniert damit als Regierungsform im foucaultschen Sinn – sie lenkt, wer wie sichtbar wird und welche Emotionen, Zweifel oder Formen des Nichtwissens artikulierbar sind (S. 226–228).

Das Konzept der „inscribing publics“ (Felt & Fochler, 2010) beschreibt die doppelte Bewegung solcher Prozesse: Institutionen schreiben „Öffentlichkeiten“ in ihre Verfahren ein, während Teilnehmende diese Zuschreibungen in ihrem Handeln reproduzieren, transformieren oder unterlaufen. Damit wird Partizipation zu einem Ort, an dem soziale Ordnungen nicht nur verhandelt, sondern symbolisch und performativ stabilisiert werden.

Für die Analyse von Wirkfaktoren folgt daraus, dass Beteiligung nur dann transformative Kraft entfalten kann, wenn sie Reflexivität über diese Einschreibungsprozesse zulässt. Formate, die Irritation, Uneindeutigkeit oder Dissens ermöglichen, fördern laut Felt und Fochler (2010) in höherem Maß kulturelle Passung und Vertrauen. Zugleich verweisen sie auf die Bedeutung nationaler „techno-politischer Kulturen“, in denen spezifische Erwartungen an Rationalität, Konsens und Emotion verankert sind (S. 228–233). Partizipationsverfahren spiegeln so nicht nur gesellschaftliche Wertordnungen wider, sondern stabilisieren sie performativ.

Für die vorliegende Analyse ist entscheidend: Institutionelle *Machineries* zeigen sich in den Interviews dort, wo Teilnehmende auf implizite Regieanweisungen von Verfahren

reagieren – etwa, wenn sie Rollenreflexion, Anpassungsdruck oder Ausschlusserfahrungen beschreiben. So werden symbolische Grenzen zwischen „anerkannten“ und „abweichenden“ Formen des Sprechens, Fühlens und Handelns sichtbar.

Neben kulturellen und institutionellen Strukturen spielt auch Zeit eine entscheidende Rolle für die Qualität von Beteiligung. Ulrike Felt (2016) öffnet den Blick für die zeitlichen Bedingungen von Vertrauen, Reflexivität und Verantwortung – eine bislang vernachlässigte, aber zentrale Dimension partizipativer Prozesse.

2.4.5 Zeitlichkeit als Wirkfaktor

Der fünfte hier relevante Wirkfaktor betrifft die zeitliche Struktur von Partizipation. Ulrike Felt (2016) erweitert die Diskussion um Beteiligung um diese bislang wenig beachtete Dimension und zeigt, dass Partizipation immer in spezifischen „temporal choreographies“ abläuft – Geflechten aus Rhythmen, Geschwindigkeiten und Erwartungshorizonten, die bestimmen, wie, wann und unter welchen Bedingungen Teilhabe möglich wird (S. 178 ff.).

Während Innovationspolitik und Forschungsförderung auf Beschleunigung, Effizienz und messbare Ergebnisse zielen, verlangen partizipative Prozesse nach Entschleunigung, Resonanz und offener Aushandlung. Felt verdeutlicht, dass Zeit selbst ein Machtfaktor ist: Wer über Zeit verfügt, kontrolliert, wann, wie lange und unter welchen Bedingungen Beteiligung stattfinden kann.

Auf Grundlage des Konzepts der „timescapes“ (Adam 1998) untersucht Felt die Verflechtung politischer, institutioneller und alltäglicher Zeitordnungen. Die Synchronisierung dieser unterschiedlichen Rhythmen wird dabei zur Voraussetzung für Vertrauen und Verständigung (S. 187–192). In Projekten, in denen Beteiligte ausreichend Zeit haben, Beziehungen aufzubauen und Bedeutungen gemeinsam zu entwickeln, entstehen Reflexivität und geteilte Verantwortung. Dagegen führen verkürzte, formalistische Beteiligungsformate zu Anpassung statt Auseinandersetzung. Zeit wird damit zu einer sozialen Ressource, die Partizipation überhaupt erst ermöglicht (S. 192–197).

Zugleich verweist Felt auf die normative Kraft von Zeitlogiken: Das Innovationsnarrativ „*act now, before it's too late*“ erzeugt Entscheidungsdruck, beschleunigt Prozesse und

begrenzt den Raum für Zweifel, Nachdenken und alternative Perspektiven (S. 183–187). Ihre Forderung nach einer „*logic of care*“ statt einer „*logic of choice*“ (S. 195 f.) richtet sich gegen diese Beschleunigungskultur und plädiert für Beteiligungsformate, die Beziehung, Aufmerksamkeit und Prozessualität ins Zentrum stellen.

Für das Verständnis von Wirkfaktoren bedeutet das: Neben kultureller Passung und institutioneller Rahmung ist auch die Zeitstruktur eines Verfahrens entscheidend. Sie prägt, ob Vertrauen wachsen, Reflexivität entstehen und Verantwortung geteilt werden kann.

Für die vorliegende Analyse ist diese Perspektive besonders relevant, wo Teilnehmende in Interviews über Zeitdruck, Fristen, Prozesslängen oder den Umgang mit Unklarheit sprechen. Felts Konzept der „temporal choreographies“ erweitert damit den theoretischen Rahmen der STS um eine zeit-sensitive Perspektive auf Macht, Legitimität und soziale Beziehung in Partizipationsprozessen.

Während Felt Zeit als machtvolle Rahmungsbedingung begreift, lenkt Mike Michael (2009) den Blick auf die mikrosozialen Dynamiken, in denen solche Strukturen praktisch wirksam werden. Er versteht „Öffentlichkeit“ als performative Praxis, die in Partizipationsverfahren immer wieder neu hervorgebracht wird.

2.4.6 „Öffentlichkeit“ als performative Praxis

Der sechste hier relevante Wirkfaktor betrifft die performative Dimension von „Öffentlichkeit“. Mike Michael (2009) erweitert die Diskussion um Partizipation um eine analytisch-performative Perspektive und zeigt, dass „die Öffentlichkeit“ keine gegebene Größe ist, sondern in sozialen Praktiken der Beteiligung aktiv hervorgebracht wird. Öffentliche Diskurse über Wissenschaft sind damit nicht nur Kommunikationsprozesse, sondern Performanzen gesellschaftlicher Rollen, Zugehörigkeiten und Machtbeziehungen.

Michael unterscheidet zwei idealtypische Formen von „Öffentlichkeit“: die Public-in-General (PiGs) und die Public-in-Particular (PiPs) (S. 617–621). Während PiGs als abstrakte, politisch adressierte Kollektive erscheinen, in denen die „Öffentlichkeit“ homogen und rational konstruiert wird, verweisen PiPs auf konkrete, situierte Gruppen, die in spezifischen Kontexten handeln, sprechen und Bedeutung aushandeln. Diese

Unterscheidung verdeutlicht, dass Beteiligungsprozesse immer auch Fragen von Repräsentation, Sichtbarkeit und Legitimität verhandeln.

In Michaels performativer Lesart sind Partizipationsverfahren Bühnen, auf denen „Öffentlichkeit“ hergestellt wird. Teilnehmende agieren innerhalb institutionell vorgegebener Skripte, die festlegen, wie „vernünftige Bürger*innen“ zu sprechen und zu handeln haben (S. 621–625). Dadurch werden bestimmte Ausdrucksformen – etwa Emotion, moralische Betroffenheit oder radikale Kritik – implizit ausgeschlossen. Partizipationsformate erzeugen also nicht nur Räume des Dialogs, sondern auch Grenzen des Sagbaren. Diese Grenzziehungen bestimmen, welche Stimmen als legitim gelten und welche marginalisiert bleiben.

Vertrauen und Engagement hängen in diesem Verständnis nicht allein von der Offenheit des Formats ab, sondern davon, ob Beteiligte ihre Stimme als authentisch erleben oder das Gefühl haben, lediglich institutionelle Erwartungen zu erfüllen. So wird Partizipation als Machtpraxis sichtbar: Sie produziert gesellschaftliche Ordnungen, in denen bestimmte „Öffentlichkeiten“ privilegiert und andere unsichtbar gemacht werden.

Michaels Ansatz ergänzt damit Wynnes (2007) Analyse institutioneller Rahmung sowie Felts (2016) und Felt und Fochlers (2010) Arbeiten zu kulturellen und zeitlichen Strukturen. Er lenkt den Blick auf die mikrosozialen Dynamiken, in denen diese Strukturen tatsächlich wirksam werden – auf das *„doing being a public“*. Hier entstehen Vertrauen, Reflexivität und kulturelle Passung nicht durch formale Regeln, sondern durch situative Aushandlungen sozialer Rollen.

Für die vorliegende Analyse ist diese Perspektive relevant, wo Teilnehmende über ihre Rolle, Sichtbarkeit oder sprachliche Selbstbegrenzung sprechen. Michaels performativer Zugang zeigt, dass Partizipation wirkt, wo sie ihre eigene Hervorbringung reflektiert und vielfältige Ausdrucksformen zulässt – also dort, wo „Öffentlichkeit“ nicht nur adressiert, sondern aktiv gelebt wird.

Michaels performativer Ansatz schließt den Kreis zu einer grundsätzlichen Frage, die in der aktuellen STS-Forschung an Bedeutung gewinnt: Wer darf Wissen produzieren – und wessen Perspektiven werden gehört? Diese Frage nach epistemischer Gerechtigkeit bildet den letzten Wirkfaktor, mit dem sich das Kapitel abschließend befasst.

2.4.7 Epistemische Gerechtigkeit und reflexive Governance

Der siebte und abschließende Wirkfaktor betrifft die Frage epistemischer Gerechtigkeit – also die Anerkennung unterschiedlicher Wissensformen und ihrer sozialen Gleichwertigkeit. Die in diesem Kapitel diskutierten Ansätze verdeutlichen, dass Partizipation in Wissenschaft und Forschung weder ein normativ neutrales Ideal noch ein bloßes politisches Instrument ist, sondern eine soziale Praxis, in der Wissen, Vertrauen und Legitimität aktiv hergestellt werden.

Während Wynne (1992, 2007) die sozialen und institutionellen Voraussetzungen von Vertrauen und Reflexivität herausarbeitete, zeigten Felt und Kolleg*innen (2008, 2010, 2016), dass Beteiligung stets in spezifische kulturelle, materielle und zeitliche Arrangements eingebettet ist. Michael (2009) ergänzte diese Perspektive um eine performative Ebene: „Öffentlichkeiten“ entstehen erst durch die Art, wie Menschen im Rahmen institutioneller Skripte handeln und sprechen – ein Prozess, der Zugehörigkeit und Ausschluss gleichermaßen produziert.

Kinchy (2019) führt diese Argumentation fort, indem sie Citizen Science als Feld beschreibt, in dem epistemische Ungleichheiten besonders sichtbar werden. Selbst in partizipativen Formaten, so zeigt sie, werden häufig Hierarchien zwischen akademischem und lokalem Wissen reproduziert. Echte Beteiligung erfordert daher nicht nur Offenheit für Bürger*innenperspektiven, sondern auch institutionelle Anerkennung alternativer Wissensformen und eine kritische Reflexion der Strukturen, die festlegen, was als legitim gilt. Damit erweitert Kinchy das Spektrum der Wirkfaktoren um die Dimension epistemischer Gerechtigkeit: Partizipation wird zu einer Frage sozialer Gleichwertigkeit in der Wissensproduktion.

Aus den dargestellten theoretischen Perspektiven lassen sich mehrere zentrale Wirkfaktoren ableiten, die Partizipationsprozesse strukturieren und beeinflussen. Tabelle 1 fasst die in dieser Arbeit verwendeten analytischen Wirkfaktoren sowie ihre theoretischen Bezugspunkte nochmal zusammen.

Diese Wirkfaktoren dienen im weiteren Verlauf der Arbeit als analytische Orientierungspunkte für die Untersuchung der Positionierungsarbeit von Bürger*innen im Kontext des Partizipationsverfahrens. Zusammengefasst zeigen diese Ansätze, dass Wirkfaktoren in Partizipationsprozessen nicht auf individueller Ebene verortet sind, sondern in der Gestaltung institutioneller und kultureller Rahmenbedingungen liegen.

Vertrauen, Reflexivität und kulturelle Passung entstehen in sozialen Beziehungen, die wiederum von Zeitlichkeit, Materialität und Macht geprägt sind. Partizipation kann nur dann als wirksam gelten, wenn sie diese Bedingungen reflektiert und Räume eröffnet, in denen verschiedene Wissensformen, Erfahrungen und Werte in Resonanz treten.

Tabelle 1: Zentrale Wirkfaktoren in Partizipationsprozessen (eigene Darstellung)

Wirkfaktor	Beschreibung	Theoretische Grundlage
kulturelle Passung	Anschlussfähigkeit wissenschaftlicher Kommunikation an Lebenswelt, Erfahrungswissen und soziale Identitäten der Beteiligten	Wynne (1992)
institutionelle Reflexivität	Reflexion institutioneller Rollen, Machtasymmetrien, normativer Prämissen und Verantwortlichkeiten in Partizipationsprozessen	Wynne (2007)
kulturelle und institutionelle Einschreibung	Einbettung von Partizipation in moralische, kulturelle und organisationale Deutungs- und Erwartungsstrukturen („institutional inscriptions“)	Felt et al. (2008)
<i>Machineries for making publics</i>	Institutionelle Herstellung von „Öffentlichkeit“ durch Beteiligungsformate, die festlegen, wer sprechen darf und was als legitimes Wissen gilt	Felt und Fochler (2010)
Zeitlichkeit	Bedeutung zeitlicher Strukturen, Rhythmen und Synchronisierungsprozesse für Vertrauen, Aushandlung und Beteiligung	Felt (2016)
„Öffentlichkeit“ als performative Praxis	Hervorbringung von „Öffentlichkeit“ durch situatives Handeln, Rollenperformanz und diskursive Aushandlung (PiGs / PiPs)	Michael (2009)
epistemische Gerechtigkeit und reflexive Governance	Anerkennung unterschiedlicher Wissensformen und Reflexion epistemischer Ungleichheiten als Voraussetzung legitimer Partizipation	Kinchy (2019)

Im Lichte der aktuellen STS-Diskussion – etwa bei Felt und Davies (2020) und in der Encyclopedia of STS (Felt & Irwin, 2024) – lässt sich Partizipation somit als koproduktiver, reflexiver und relationaler Prozess beschreiben. Wirkfaktoren wie kulturelle Passung, institutionelle Reflexivität, kulturelle und institutionelle Einschreibung, *Machineries for making publics*, Zeitlichkeit, „Öffentlichkeit“ als performative Praxis, epistemische Gerechtigkeit und reflexive Governance sind nicht isolierte Variablen, sondern Ausdruck dieser relationalen Dynamik.

Für die vorliegende Arbeit bedeutet das: Partizipation wirkt dort, wo sie nicht nur Dialog ermöglicht, sondern Macht- und Wissensverhältnisse reflexiv thematisiert und Anerkennung epistemischer Vielfalt zulässt. Im Sinne der neueren STS wird sie damit zu einer Praxis gegenseitiger Anerkennung und kontinuierlicher Selbstbeobachtung, die das Verhältnis von Wissenschaft, „Öffentlichkeit“ und Politik immer wieder neu aushandelt.

Während die STS-Perspektive die strukturellen und kulturellen Bedingungen von Partizipation beleuchtet, richtet sich der Blick im Folgenden auf die sprachlich-interaktive Ebene: Wie werden diese Strukturen im Gespräch konkret hergestellt? Die Positionierungstheorie nach Davies und Harré (1990) bietet hierfür ein geeignetes Analyseinstrument, um zu verstehen, wie Menschen im Diskurs soziale Rollen, Verantwortlichkeiten und Beziehungen hervorbringen.

2.5 Die Positionierungstheorie nach Davies und Harré

Während die STS-Perspektive die strukturellen und kulturellen Bedingungen von Partizipation beleuchtet, richtet die Positionierungstheorie nach Davies und Harré (1990) den Blick auf die Mikroebene sprachlicher Interaktion. Sie bietet ein theoretisches Instrument, um zu analysieren, wie Identität, Beziehung und Verantwortlichkeit in kommunikativen Prozessen hervorgebracht werden. Menschen nehmen in der Interaktion fortlaufend Positionen ein und erhalten solche, durch die soziale Bedeutungen, Handlungsspielräume und normative Zuschreibungen entstehen.

Im Unterschied zum klassischen Rollenbegriff – etwa im dramaturgischen Modell – versteht die Positionierungstheorie soziale Positionen nicht als festgelegte Kategorien, sondern als dynamische, situative Ergebnisse sprachlicher Aushandlung (vgl. van Langenhove & Harré, 1999: 14). Sprache fungiert dabei nicht als bloßes Abbild sozialer Realität, sondern als zentrales Medium ihrer Herstellung. *„It is within conversations that*

the social world is created [...]. This is achieved by two discursive processes, one of which is 'positioning' and the other 'rhetorical redescription'" (van Langenhove & Harré, 1999: 15). Positionierung ist somit ein relationaler, anlassbezogener Prozess, der im Gespräch situativ entsteht und in dem frühere Interaktionserfahrungen und gesellschaftliche Normen fortwirken (vgl. Davies & Harré, 1990: 47–49).

Zur Analyse dieser Prozesse schlagen Davies und Harré das sogenannte Positionierungsdreieck vor. Es umfasst drei miteinander verbundene Elemente:

- (1) Positionen als temporäre Subjektverortungen im Diskurs,
- (2) Sprechakte, durch die diese Positionen hergestellt, verschoben oder bestritten werden, und
- (3) Storylines, die als narrative Deutungsrahmen den Gesprächen Sinn verleihen und moralische Ordnungen transportieren (vgl. Davies & Harré, 1990: 52–54; van Langenhove & Harré, 1999: 17 f.).

Erst im Zusammenspiel dieser drei Komponenten wird deutlich, wie soziale Wirklichkeit in Interaktion hergestellt wird.

Positionierungen können selbstbezogen (Selbstpositionierungen) oder fremdzuweisend (Fremdpositionierungen) erfolgen. Sie werden verhandelt, bestätigt oder zurückgewiesen. Jede Position impliziert ein Set an Rechten, Pflichten und Handlungsmöglichkeiten und ist somit immer auch moralisch aufgeladen. Sie verteilt Autorität, Verantwortlichkeit und Deutungsmacht (vgl. Davies & Harré, 1990: 45 f., 55 f.). Davies und Harré unterscheiden zudem zwischen Positionierungen erster Ordnung – unmittelbare sprachliche Selbst- oder Fremdzuschreibungen – und zweiter Ordnung, die eine reflexive Auseinandersetzung mit solchen Zuschreibungen beinhalten (vgl. Davies & Harré, 1990: 56–58). Für die vorliegende Arbeit stehen Positionierungen erster Ordnung im Vordergrund. Zum einen machen sie unmittelbare sprachliche Praktiken sichtbar, zum anderen bieten die überwiegend monologischen Interviewstrukturen nur begrenzten Raum für reflexive Auseinandersetzungen mit Zuschreibungen.

Die Theorie ermöglicht es, die Interviews als diskursive Arenen zu verstehen, in denen Bürger*innen ihre Beziehung zur Wissenschaft herstellen, bewerten und interpretieren. Dabei steht nicht die inhaltliche Bewertung einzelner Aussagen im Mittelpunkt, sondern die Analyse sprachlicher Selbst- und Fremdverortungen und der darüber erzeugten

Subjektpositionen. Eine Position wird hier als soziale, diskursive und relationale Verortung verstanden – nicht als fester Standpunkt, sondern als Ergebnis fortlaufender Prozesse des Situierens, Bewertens und Legitimitätszuschreibens. So wird sichtbar, welche „Geschichten“ Bürger*innen über sich selbst, über Wissenschaft und über ihr Verhältnis zu ihr erzählen.

Damit verbindet sich die Positionierungstheorie eng mit den in der STS herausgearbeiteten relationalen Bedingungen von Wissen und Macht: Beide Perspektiven betonen, dass soziale Ordnung und Autorität nicht vorgegeben, sondern kommunikativ hervorgebracht werden. Während die Positionierungstheorie den Fokus auf die sprachliche Mikroebene richtet, erweitert die folgende Rechtfertigungstheorie nach Boltanski und Thévenot (2007) diese Sichtweise um die normative Dimension. Sie fragt, auf welche moralischen Ordnungen sich Menschen stützen, wenn sie ihre Ansichten begründen und legitimieren.

2.6 Die Theorie der Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot

Die Rechtfertigungstheorie nach Boltanski und Thévenot (2007) bietet ein Rahmenkonzept, um zu analysieren, wie Menschen in sozialen Situationen ihr Handeln und ihre Argumente moralisch verankern. Im Zentrum steht die Frage, auf welche normativen Ordnungen sich Akteur*innen berufen, wenn sie Bewertungen äußern, Entscheidungen begründen oder Ansprüche legitimieren. Während die Positionierungstheorie die performative Hervorbringung sozialer Rollen beleuchtet, rückt die Rechtfertigungstheorie die moralisch-normative Dimension dieser Aushandlungen ins Zentrum. Rechtfertigung wird dabei als soziale Praxis verstanden, die sich auf in bestimmten Kontexten anerkannte Wertigkeiten („grandeurs“) stützt, um Konflikte auszutragen oder Einigungen zu erzielen (vgl. Peter, 2011: 75).

Ähnlich wie Jasanoff (2004) betonen Boltanski und Thévenot, dass das Handeln der Akteur*innen – insbesondere ihre alltäglichen Praktiken des Bewertens und Begründens – zentral für das Verständnis sozialer Ordnung ist. Ihre Theorie nimmt sowohl die Rechtfertigungen ernst, die Menschen für ihr eigenes Handeln vorbringen, als auch jene, mit denen sie die Handlungen anderer beurteilen (vgl. Wagner, 2004: 433 f.). Damit öffnet die Theorie disziplinäre Grenzen: Sie verbindet kognitive, normative und situative Perspektiven und erlaubt, soziale Realität als Prozess wechselseitiger Bedeutungszuschreibung zu begreifen (vgl. Jasanoff, 2004: 3; Wagner, 2004: 419).

Boltanski und Thévenot (2007) wenden sich der Mikroebene sozialer Situationen zu, ohne makrosoziologische Bezüge auszublenden. Sie zeigen, dass individuelle und kollektive Ebenen in sozialen Interaktionen untrennbar miteinander verwoben sind. Situationen werden als offene Gefüge verstanden, in denen Akteur*innen fortlaufend interpretieren, bewerten und aushandeln, was als legitim gilt. *„Im Mittelpunkt stehen [...] die Situation in ihrer Zeitlichkeit, die Ungewissheit des Einzelnen bezüglich der Identifikation der Situation und der interpretative Aufwand, die Situation mit anderen als eine gemeinsame zu bestimmen“* (Wagner, 2004: 421; vgl. Jasanoff, 2004: 274). Legitimität entsteht demnach nicht aus stabilen Normen, sondern aus konflikthaftern Prozessen der Verständigung, in denen Akteur*innen ihre Handlungen begründen und auf als allgemein gültig anerkannte Prinzipien verweisen (vgl. Boltanski & Thévenot, 2000: 210, 214).

Besonders aufschlussreich ist der Umgang der Theorie mit Konflikten: Erst in Situationen, in denen gewohnte Handlungsrouinen nicht mehr greifen, wird sichtbar, welche sozialen Ordnungen für die Beteiligten gelten (vgl. Honneth, 2010: 377). In solchen Momenten müssen Personen ihre Handlungen rechtfertigen, ihre Position verteidigen oder eine gemeinsame Grundlage der Verständigung schaffen. Diese Prozesse bilden für Boltanski und Thévenot den Kern sozialer Reproduktion (2007: 37). Sie zeigen, dass Akteur*innen in Aushandlungssituationen auf kollektive Wertordnungen zurückgreifen, die „Welten“ genannt werden – kohärente moralische Ordnungen, in denen sich Legitimität³, Größe und Gerechtigkeit jeweils unterschiedlich bestimmen.

Die Theorie unterscheidet sechs solcher Welten (vgl. Boltanski & Thévenot, 2007: 120–177, 222–287):

- *Die Welt der Inspiration*: Legitimität gründet in Kreativität, Intuition und innerem Antrieb. Größe entsteht aus Einzigartigkeit, Sensibilität und schöpferischem Ausdruck (S. 222–228).
- *Die häusliche Welt*: Sie betont Fürsorge, Loyalität und Verantwortung in bestehenden Beziehungsgefügen. Legitimität basiert auf Erfahrung, Vertrauen und moralischer Integrität (S. 228–245).

³ „We intend to deal here with legitimacy as part of the competence of actors. We indeed make the hypothesis that actors are capable of distinguishing between legitimate arguments and arrangements and illegitimate ones. Legitimate means that when arguments and arrangements are confronted with criticisms they can be the subject of justifications that are valid in all generality, and that they can be used to support universalizable agreements.“ (Boltanski & Thévenot, 2000: 215)

- *Die Welt der Meinung:* Geltung entsteht durch Sichtbarkeit, Anerkennung und öffentliche Zustimmung. Legitimität hängt vom sozialen Ansehen und der Wahrnehmung anderer ab (S. 245–253).
- *Die zivile Welt:* Sie orientiert sich am Gemeinwohl, an Gleichheit und Gerechtigkeit. Legitimität entsteht durch Solidarität und den Bezug auf universelle Regeln (S. 254–264).
- *Die Welt des Marktes:* Hier zählt, was sich durchsetzen und verkaufen lässt. Legitimität entsteht durch Erfolg, Wettbewerb und ökonomische Attraktivität (S. 264–276).
- *Die industrielle Welt:* Sie misst Größe an Effizienz, Verlässlichkeit und Funktionalität. Legitimität entsteht durch Planung, Produktivität und messbare Ergebnisse (S. 276–286).

Diese Rechtfertigungsordnungen dienen als kulturelle Ressourcen, auf die Menschen zurückgreifen, wenn sie ihr Handeln begründen oder das anderer bewerten. In Konflikten oder Auseinandersetzungen über Wissenschaft wird so deutlich, dass Zustimmung, Skepsis oder Ablehnung nicht bloß auf individuellen Erfahrungen beruhen, sondern auf kollektiven moralischen Logiken. Wird etwa Wissenschaft als Motor gesellschaftlichen Fortschritts dargestellt, verweist dies auf die industrielle Welt; wird sie als Dienst am Gemeinwohl verstanden, auf die zivile.

In der Forschungsliteratur wurden die sechs Welten später um zusätzliche Ordnungen ergänzt – etwa die Projektwelt (vgl. Boltanski et al. 2006) oder die grüne Welt –, doch konzentriert sich diese Arbeit auf die ursprünglichen sechs, da sie theoretisch konsistent und analytisch anschlussfähig an das vorliegende Material sind.

Im Kontext dieser Arbeit erlaubt die Rechtfertigungstheorie, die moralisch-normativen Grundlagen von Bürger*innenpositionierungen im Verhältnis zur Wissenschaft sichtbar zu machen. Sie ergänzt damit die Positionierungstheorie, indem sie zeigt, auf welche höheren Ordnungssysteme sich Personen berufen, wenn sie ihre Ansichten legitimieren.

In der Kombination beider Ansätze lassen sich sowohl die sprachlich-diskursive Verortung (vgl. Davies & Harré, 1990) als auch die normativen Rechtfertigungsmuster (vgl. Boltanski & Thévenot, 2007) analysieren, die das Verhältnis zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ strukturieren.

Die vorliegende Arbeit verbindet mehrere theoretische Perspektiven aus den Science and Technology Studies (STS), um die Positionierungsarbeit von Bürger*innen gegenüber Wissenschaft analytisch zu untersuchen. Tabelle 2 gibt einen Überblick über die zentralen theoretischen Bezugspunkte und deren Funktion innerhalb der Analyse.

Tabelle 2: Theoretischer Rahmen der Analyse (eigene Darstellung)

Theoretische Perspektive	Zentrale Autor*innen	Funktion für die Analyse
<i>Co-Production</i>	Jasanoff (2004)	Analyse der wechselseitigen Hervorbringung von wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungen
<i>Boundary Work</i>	Gieryn (1983)	Analyse von Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“
Öffentlichkeit und Partizipation	Michael (2009), Felt & Fochler (2010)	Verständnis von „Öffentlichkeit“ als sozial konstruiertem und institutionell erzeugtem Aushandlungsraum
Wirkfaktoren in Partizipationsprozessen	Wynne (1992), Felt (2016), Chilvers & Kearnes (2016)	Analyse sozialer Dynamiken wie kulturelle Passung und institutionelle Reflexivität
Positionierungstheorie	Davies & Harré (1990)	Analyse diskursiver Positionierungen von Bürger*innen gegenüber Wissenschaft
Rechtfertigungstheorie	Boltanski & Thévenot (2007)	Analyse normativer Ordnungen und Argumentationsweisen in den Interviews

Diese theoretischen Perspektiven bilden gemeinsam den analytischen Rahmen der Arbeit und ermöglichen es, die empirischen Daten sowohl diskursiv als auch normativ zu interpretieren.

2.7 Zwischenresümee zum theoretischen Rahmen

Das Theoriekapitel hat gezeigt, dass Partizipation weder als neutrale Methode noch als lineares Kommunikationsinstrument verstanden werden kann, sondern als soziale, kulturell und institutionell gerahmte Praxis, in der Wissen, Legitimität und Vertrauen kontinuierlich ausgehandelt werden.

Die Science and Technology Studies (STS) verdeutlichen, dass Beteiligung in Macht- und Deutungsordnungen eingebettet ist, die bestimmen, wer gehört wird, welches Wissen zählt und wie Verantwortung verteilt wird. Arbeiten von Wynne, Felt und Michael haben dabei offengelegt, dass Vertrauen, kulturelle Passung, institutionelle Reflexivität und Zeitlichkeit zentrale Wirkfaktoren sind, die die Qualität partizipativer Prozesse prägen.

Diese theoretische Perspektive wurde anschließend um zwei mikroanalytische Zugänge erweitert: die Positionierungstheorie nach Davies und Harré (1990) und die Rechtfertigungstheorie nach Boltanski und Thévenot (2007).

Die Positionierungstheorie macht sichtbar, wie soziale Rollen, Verantwortlichkeiten und Zugehörigkeiten sprachlich konstruiert werden – also wie Menschen sich selbst und andere im Diskurs situieren und welche moralischen Bedeutungen sie damit verknüpfen.

Die Rechtfertigungstheorie ergänzt diesen Ansatz, indem sie beleuchtet, auf welche normativen Ordnungen und Wertlogiken sich Akteur*innen stützen, wenn sie ihre Ansichten begründen oder legitimieren. Ihre sechs „Welten“ beschreiben dabei kulturelle Repertoires, über die Menschen gesellschaftliche Legitimität aushandeln.

Durch die Verbindung dieser Ansätze ergibt sich ein theoretisches Rahmenmodell, das Partizipation als relationale, reflexive und normative Praxis begreift. Es integriert strukturelle, diskursive und moralische Dimensionen von Wissenschaftsöffentlichkeit und erlaubt, auf der Makroebene institutionelle und kulturelle Bedingungen von Partizipation zu erfassen und auf der Mikroebene sprachliche und moralische Aushandlungen von Deutung, Verantwortung und Legitimität sichtbar zu machen.

Damit entsteht ein analytisches Raster, das sowohl die sprachliche Verortung von Bürger*innen gegenüber Wissenschaft (Positionierung) als auch die normativen Rechtfertigungsordnungen (Rechtfertigung) berücksichtigt, in denen diese Verortungen Sinn erhalten. Auf dieser theoretischen Grundlage untersucht die empirische Analyse im folgenden Kapitel, wie Bürger*innen im Rahmen partizipativer Verfahren ihre Positionen gegenüber Wissenschaft sprachlich konstruieren, welche Rechtfertigungslogiken sie dabei aktivieren und inwiefern diese mit den zuvor beschriebenen Wirkfaktoren – Vertrauen, kulturelle Passung, institutionelle Reflexivität und Zeitlichkeit – in Beziehung stehen.

3 Methodischer Zugang

Dieses Kapitel beschreibt den methodischen Zugang der vorliegenden Arbeit. Diese widmet sich einer qualitativen Sekundärdatenanalyse von Interviewdaten, die rund um ein experimentelles Partizipationsverfahren erhoben wurden. Dabei richtet sich das Erkenntnisinteresse auf die diskursiven Bezugnahmen der Teilnehmenden auf Wissenschaft sowie deren Selbstverortungen im Verhältnis zu ihr, mit dem Ziel, Positionierungen von Bürger*innen gegenüber der Wissenschaft vor und nach ihrer Teilnahme an dem Partizipationsverfahren zu rekonstruieren. Die Erhebung der Daten erfolgte in einem Forschungsprojekt entlang der Grounded Theory (vgl. Strauss & Corbin 1996). Für die qualitative Auswertung der Interviewdaten im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurde ein Zugang der induktiven strukturierenden Inhaltsanalyse gewählt. Im Anschluss daran wurde ein Teil der kategorisierten Ergebnisse nochmals theoriegeleitet tiefenanalytisch ausgewertet, um die Positionierungselemente im Detail herauszuarbeiten. Im Mittelpunkt dieser Tiefenanalyse stand dabei die Frage, wie sich subjektive Verortungen (Selbstposition und Fremdposition) im Diskurs sowie normative Bezüge (normative Ordnung) innerhalb der Interviews artikulieren. Im Folgenden findet sich die Begründung zur Auswahl eines derartigen methodischen Zugangs sowie Details zu den untersuchten Daten und Erläuterungen zu Auswahl und Reduktion des Datenmaterials, die Entwicklung des Auswertungsrasters sowie die methodologischen Reflexionen zum Umgang mit Sekundärdaten.

3.1 Die Datenbasis

Das in dieser Arbeit analysierte Datenmaterial entstammt dem Forschungsprojekt „Reden wir über GOLD“. Eine Analyse der Interaktion zwischen Genomforschern und der ‚Öffentlichkeit‘ als Lernprozess, das zwischen 2004 und 2007 am Institut für Wissenschaftsforschung der Universität Wien unter der Leitung von Univ.-Prof.^a Dr.^a Ulrike Felt durchgeführt wurde.⁴ Ziel des Projekts war es, ein vertieftes Verständnis darüber zu gewinnen, wie Bürger*innen im Spannungsfeld von Wissenschaft und Gesellschaft über Biotechnologien im Allgemeinen und der Genomforschung zum Lipidstoffwechsel insbesondere sprechen.

⁴ Das Projekt wurde vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Österreich gefördert und mit dem Begleitforschungsprogramm ELSA (Ethical, Legal and Social Aspects of Genome Research) in Kooperation mit dem IFZ (Interuniversitäres Forschungszentrum Graz) realisiert. (vgl.: <http://sciencestudies.univie.ac.at/forschung/abgeschlossene-projekte/lets-talk-about-gold/>, zuletzt aufgerufen am 06.12.2011).

Zu diesem Zweck wurde ein über ein Jahr laufendes Partizipationsverfahren nach dem Modell des „Runden Tisches“ konzipiert. Dieses Format sollte einen offenen Dialog zwischen Bürger*innen und Forscher*innen ermöglichen und zugleich Raum für Reflexion und gemeinsame Themenpriorisierung bieten. Die Teilnehmenden – über eine österreichweite Ausschreibung rekrutiert – setzten sich aus 14 interessierten Bürger*innen und insgesamt 13 Genomwissenschaftler*innen aus dem GOLD-Projekt (Genomics of Lipid-Associated Disorders) der Universität Graz zusammen. Bei der Auswahl der Bürger*innen wurde auf eine möglichst große Heterogenität in Bezug auf Alter, Bildung und Berufserfahrung sowie ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis geachtet (vgl. Felt & Fochler 2011, S. 9 ff.). In der folgenden Tabelle 3 ist eine Übersicht des Samples dargestellt.

Tabelle 3: Sample-Übersicht (eigene Darstellung)

Code	Geschlecht	Alter	Bildung
L1m	männlich	18 – 30	Universität
L2w	weiblich	46 – 60	MTA
L3w	weiblich	18 – 30	Universität
L4m	männlich	46 – 60	Universität
L5w	weiblich	31 – 45	Universität
L6m	männlich	31 – 45	Universität
L7w	weiblich	18 – 30	AHS
L8w	weiblich	46 – 60	Universität
L9m	männlich	> 60	Lehre
L10w	weiblich	31 – 45	BHS
L11m	männlich	46 – 60	Universität
L12m	männlich	31 – 45	FH
L13m	männlich	18 – 30	FH
L14w	weiblich	31 – 45	Universität

Anmerkung: Die Codierung basiert auf L für Lai*in, m oder w für männlich oder weiblich und einer fortlaufenden Nummerierung von 1 bis 14. Von jeder Person sind 2 Interviews vorhanden, jeweils einmal vor und einmal nach Abschluss des Partizipationsverfahrens.

Innerhalb eines Jahres fanden sieben Treffen statt, die jeweils von einer Sozialwissenschaftler*in moderiert wurden. Während die ersten drei Runden der gemeinsamen Orientierung und Themenfindung dienten, wurden in den weiteren Sitzungen vertiefende Schwerpunkte gesetzt: (1) Wissenschaft und Medien, (2) ethische Aspekte der Genomforschung und (3) Regulierung und Verantwortung in der Forschung. Auf Wunsch der Bürger*innen wurde zudem ein Laborbesuch organisiert, um direkte Einblicke in den Forschungsalltag zu ermöglichen. Der letzte Runde Tisch diente – unter Ausschluss der Wissenschaftler*innen – als kollektive Reflexionsmöglichkeit über die während des Prozesses gemachten Erfahrungen. Ein*e außenstehende*r Sozialwissenschaftler*in war in der Funktion des*der Moderator*in bei jedem der

Runden Tische anwesend (vgl. Felt & Fochler, 2011: 9 ff.). Das Verfahren war bewusst offen angelegt: Es gab keine Vorgabe, ein gemeinsames Ergebnis oder eine Empfehlung zu formulieren. Ziel war vielmehr, Interaktion und gegenseitiges Lernen zu ermöglichen. Die Option eines gemeinsamen Ergebnisses wurde den teilnehmenden Bürger*innen offengehalten, wobei diese sich dagegen entschieden. (vgl. Felt & Fochler, 2011, S. 9 ff.).

Zur Erfassung möglicher Veränderungen in Wahrnehmung und Haltung gegenüber der Wissenschaft wurden mit allen Teilnehmenden jeweils vor Beginn (ex-ante) und nach Abschluss (ex-post) der Runden Tische qualitative Leitfadeninterviews durchgeführt. Diese dauerten etwa 60 bis 90 Minuten und wurden im Projekt vollständig transkribiert. Die vorliegende Arbeit basiert auf einer qualitativen Sekundärdatenanalyse dieser 28 Interviews mit den Bürger*innen.

Die ex-ante Interviews dienten dazu, Motivation zu und Interesse an der Teilnahme am Projekt, Einstellungen und Wissen zur Genomforschung im Speziellen, Einstellungen gegenüber der Wissenschaft im Allgemeinen, die Auffassung der Bürger*innen von der Beziehung der Wissenschaft zur Gesellschaft in Österreich, die Einstellungen zu/Auffassung von dem Projekt als solches und dem Modell des Runden Tisches im Speziellen zu erfassen. Die ex-post Interviews fokussierten auf das erlebte und empfundene Bild der Wissenschaft bzw. von Wissenschaftler*innen am Runden Tisch, auf soziale und ethische Fragestellungen, die diskutiert wurden, auf das persönliche Verhältnis zu den Wissenschaftler*innen, die Form der Kommunikation am Runden Tisch und die Meinung über oder Einschätzung von Partizipation als allgemeines Mittel zur Einbeziehung der „Öffentlichkeit“ in die Diskussion von wissenschaftlich-technisch relevanten Themenbereichen.⁵

Beide Interviewserien liegen in vollständig transkribierter Form vor; bei durchschnittlich 20 bis 30 Seiten pro Interview umfasst das gesamte Material etwa 700 Seiten. Diese Interviews bilden die empirische Grundlage der vorliegenden Arbeit. Sie erlauben eine Rekonstruktion individueller und kollektiver Deutungen von Wissenschaft und bieten durch die Kombination von ex-ante und ex-post Material einen seltenen Einblick in Veränderungen der Positionierungsarbeit von Bürger*innen über den Verlauf eines Partizipationsprozesses hinweg.

⁵ Basierend auf den thematischen Schwerpunkten der verwendeten Interviewleitfäden.

Durch die Nutzung dieser bereits erhobenen und sorgfältig dokumentierten Interviews eröffnet die Arbeit zugleich eine methodische Perspektive auf die Sekundäranalyse qualitativer Daten – ein Zugang, der in der aktuellen Forschung zunehmend diskutiert wird (vgl. Medjedović, 2007; Hughes & Tarrant, 2020). Insgesamt wurden 28 qualitative Leitfadeninterviews analysiert, die vor und nach dem Partizipationsverfahren durchgeführt wurden. Tabelle 4 gibt einen Überblick über die Zusammensetzung des Datenmaterials.

Tabelle 4: Überblick über die analysierten Interviews (eigene Darstellung)

Zeitpunkt	Anzahl Interviews	Methode	Kontext
Vor dem Partizipationsverfahren	14	Leitfadeninterview	Projekt „Let’s talk about GOLD“
Nach dem Partizipationsverfahren	14	Leitfadeninterview	Projekt „Let’s talk about GOLD“

Die Interviews bilden die Grundlage der qualitativen Inhaltsanalyse und der anschließenden theoriegeleiteten Tiefenanalyse.

3.2 Entwicklung des Themas

In der Forschung zu Partizipation und Public Engagement finden sich unterschiedliche methodische Zugänge. Viele Studien verfolgen einen eher quantitativen Ansatz und untersuchen beispielsweise demografische Merkmale der Teilnehmenden oder Veränderungen im Wissensstand vor und nach einem Beteiligungsverfahren, um die Wirksamkeit partizipativer Formate messbar zu machen. Solche Ansätze stehen häufig im Kontext einer Evaluation partizipativer Verfahren und der Frage nach deren Effektivität (vgl. Chilvers & Kearnes, 2016). Demgegenüber richtet die vorliegende Arbeit den Blick stärker auf die diskursive Dimension partizipativer Prozesse und untersucht, wie Bürger*innen ihre Beziehung zur Wissenschaft in solchen Settings sprachlich herstellen und verhandeln.

Zunehmend wächst jedoch auch die Zahl qualitativ ausgerichteter Arbeiten, die mittels Leitfadeninterviews, Beobachtungen, Fokusgruppen oder anderen Verfahren der qualitativen Sozialforschung differenzierte, tiefgehende Erkenntnisse in den Vordergrund stellen (vgl. Wynne, 1992; Felt & Fochler, 2010; Jasanoff, 2003; Irwin,

2001). Die vorliegende Arbeit positioniert sich innerhalb dieses qualitativ-interpretativen Paradigmas und verzichtet bewusst auf quantitative Verfahren.

Auch innerhalb qualitativer Ansätze existiert eine breite Vielfalt an Perspektiven. Ein Teil der Forschung fokussiert auf das Partizipationsinstrument selbst, untersucht methodische Designs, vergleicht Verfahren und analysiert die Qualität, Legitimation und Akzeptanz partizipativer Entscheidungsprozesse (vgl. Renn et al., 1995; Rowe & Frewer, 2000; Abelson et al., 2003). Ziel dieser Arbeiten ist häufig eine Optimierung des Outputs oder der Prozessgestaltung. Besonders in der Politikwissenschaft, aber auch in Teilen der Sozialwissenschaften ist dieser evaluativ-instrumentelle Zugang verbreitet (vgl. Fischer, 2000; Dryzek, 2000).

Darüber hinaus existieren Studien, die Partizipation im größeren gesellschaftlichen Kontext betrachten – als Ausdruck einer fortschreitenden Demokratisierung von Wissenschaft und einer gleichzeitigen Verwissenschaftlichung von Politik und Gesellschaft (vgl. Maasen & Weingart, 2005; Saretzki, 2012; Nowotny et al., 2001). In dieser Perspektive wird Partizipation nicht nur als methodisches Werkzeug, sondern als Element einer umfassenden Transformation wissenschaftlicher „Öffentlichkeiten“ verstanden, die zunehmend mit politischen und normativen Aushandlungsprozessen verknüpft sind (vgl. Jasanoff, 2003).

Das Thema und die Fragestellung der vorliegenden Arbeit entstanden unabhängig vom ursprünglichen Forschungsprojekt, aus dem die Daten stammen. Methodisch ist das Vorgehen als qualitative Sekundärdatenanalyse zu verorten (vgl. Heaton, 2004; Thorne, 1998). Die Entscheidung, keine eigenen Daten zu erheben, begründet sich in der Einzigartigkeit des vorhandenen Materials, das durch die Kombination von Interviews vor und nach einem experimentellen Partizipationsverfahren seltene Einblicke in Kontinuitäten und Brüche der Positionierungsarbeit von Bürger*innen bietet – ein Zugang, der im Rahmen einer Masterarbeit empirisch kaum neu realisierbar wäre.

Die Idee, die Positionierungsarbeit von Bürger*innen gegenüber der Wissenschaft vor und nach dem Partizipationsprozess zu untersuchen, entwickelte sich im Zuge einer ersten thematischen Sichtung der Transkripte. Darauf folgte eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem ursprünglichen Forschungsprojekt, seinem theoretischen und methodischen Design sowie den publizierten Ergebnissen, um den Kontext der Datenerhebung angemessen berücksichtigen zu können. Auf dieser Basis wurde die

Forschungsfrage theoretisch eingegrenzt und mithilfe einschlägiger Literatur weiter konkretisiert. Aufbauend auf diesen Überlegungen wird im folgenden Kapitel das methodische Vorgehen detailliert beschrieben – insbesondere die gewählte Auswertungsstrategie und deren theoretische Fundierung.

3.3 Auswertungsstrategie

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht das Interesse an der Positionierungsarbeit gegenüber der Wissenschaft aufseiten der Bürger*innen. Für die Analyse des Datenmaterials wurde eine qualitative Inhaltsanalyse gewählt – ein Verfahren, mit dem Textbedeutungen systematisch über Kategorisierungen erschlossen werden können (vgl. Schreier, 2014).

Bei der Auswahl der konkreten Form der Inhaltsanalyse war entscheidend, ein methodisches Vorgehen zu wählen, das die Arbeit eng an den Originalzitate hält und keine zu frühe Paraphrasierung verlangt – wie sie etwa bei der klassischen Inhaltsanalyse nach Mayring (2010) üblich ist. Die Originalzitate sollten möglichst lange im Analyseprozess zugänglich bleiben. Zugleich sollte die Methode eine strukturierte Erfassung des gesamten Materials ermöglichen, wobei die Kategorien primär induktiv aus den Daten entstehen, bei Bedarf jedoch theoriegeleitet ergänzt werden können. Diesen Anforderungen entspricht insbesondere die qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2018), die ein offenes, zirkuläres und hypothesenfreies Vorgehen vorsieht. Sie eignet sich besonders für umfangreiche Datensätze, erlaubt eine Komplexitätsreduktion ohne inhaltliche Verflachung und unterstützt ein iteratives, reflexives Arbeiten (vgl. Kuckartz, 2018: 46 f.).

Als Analyseeinheiten dienten 28 transkribierte leitfadengestützte Interviews. Die Codierung erfolgte auf Ebene thematisch zusammenhängender Sinnabschnitte. Die strukturierenden Elemente der qualitativen Inhaltsanalyse sind die Fälle und Kategorien (vgl. Kuckartz, 2018: 49).

Die Inhaltsanalyse orientierte sich an den sechs von Kuckartz (2018, S. 83 ff.) beschriebenen Phasen, die im Folgenden in Anlehnung an seine Darstellung zusammengefasst werden:

- (1) Festlegung des Ziels der Kategorienbildung auf Basis der Forschungsfrage,
- (2) Entscheidung für Kategorienart und Abstraktionsniveau,

- (3) Einarbeitung und Sich-vertraut-Machen mit den Daten,
- (4) Bildung von Kategorien entlang des Textes,
- (5) Systematisierung und Organisation des Kategoriensystems,
- (6) Festlegung und Definition der finalen Kategorien.

Die ersten drei Phasen stellen eine hermeneutisch-interpretative Annäherung dar, die auf ein Gesamtverständnis des Materials in Bezug auf die Forschungsfrage abzielt (vgl. Kuckartz, 2018, S. 56). Im Rahmen dieser Arbeit wurden die Transkripte vollständig gelesen und relevante Textstellen markiert – insbesondere jene, die „die Wissenschaft“ oder „die Forschung“ adressierten. Die Codiereinheiten umfassten jeweils abgeschlossene Sinnabschnitte, die auch unabhängig vom Kontext verständlich blieben (vgl. Kuckartz, 2018, S. 84). Parallel dazu wurden erste Analysenotizen, Vermutungen und Hypothesen festgehalten sowie pro interviewte Person kurze Fallzusammenfassungen (s. Abschnitt 4.1 Fallvignetten) erstellt (vgl. Kuckartz, 2018, S. 58).

Anschließend wurden induktiv Kategorien entlang des Textes gebildet, teils mithilfe einer Auswertungssoftware, geordnet und in einem Kategoriensystem zusammengefasst, mit dem das gesamte Material erneut durchgearbeitet wurde (vgl. Kuckartz, 2018, S. 85 f.). Dabei entstanden Kategorien, die sich etwa auf Nutzenzuschreibungen („Wissenschaft soll der Gesellschaft dienen“), Vorstellungen einer idealen Verbindung von Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ („Geben von Geld gegen Information“), normative Steuerungsideen („Wissenschaft braucht ethische Rückkopplung“) oder auf problematisierte Wissenschaftsbilder („Österreich ist ein unattraktiver Forschungsstandort“) bezogen. Auch subjektive Deutungen der Beteiligung wurden erfasst – etwa vermutete Motive der Wissenschaftler*innen oder selbstreflexive Aussagen zur eigenen Teilnahme.

Nach der Kategorisierung des gesamten Datenmaterials (ex-ante und ex-post) wurde eine Übersicht erstellt, um zu prüfen, welche Kategorien in beiden Interviewserien vorkamen und welche ausschließlich in den ex-ante bzw. ex-post Interviews. Die Annahme, dass sich daraus übergreifende Muster ableiten ließen, bestätigte sich jedoch nicht. Zwar ließen sich deutliche Beschreibungen und Zuschreibungen gegenüber der Wissenschaft erkennen, die eigentliche Positionierungsarbeit blieb jedoch analytisch noch unzureichend fassbar.

Vor diesem Hintergrund wurde entschieden, die Analyse ergänzend theoriegeleitet zu vertiefen. Auf Basis der theoretischen Rahmung der Arbeit wurde ein spezifisches Analyseschema entwickelt, um die relevanten Elemente der Positionierungsarbeit präziser zu erfassen. Dafür erfolgte eine Tiefenanalyse der gut gesättigten Kategorien „Aufgabe von Wissenschaft“, „Wissenschaft und Geld“ sowie „Steering durch Öffentlichkeit“. Im Zentrum standen dabei die Analyse von (1) argumentierter Selbstposition, (2) zugeschriebener Fremdposition der Wissenschaft und (3) den normativen Ordnungen, auf die in den Argumentationen Bezug genommen wurde.

Der Analyserahmen stützt sich dabei auf zwei theoretische Perspektiven:

- Die Positionierungstheorie nach Davies und Harré (1990) dient der Erfassung der sprachlich-performativen Aspekte sozialer Selbstverortung.
- Die Theorie der Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot (2007) ermöglicht die analytische Erfassung moralisch-normativer Deutungsmuster.

Für die vorliegende Arbeit ist entscheidend, wie Individuen sich in ihren „Storylines“ sprachlich im Verhältnis zu einer gesellschaftlichen Entität – hier: der Wissenschaft – positionieren. Die Theorie der Rechtfertigungsordnungen ergänzt diesen Zugang, indem sie die normativen Bewertungsmaßstäbe (normative Ordnungen) beleuchtet, auf die in den Aussagen Bezug genommen wird. Boltanski und Thévenot (2007, S. 169–204) zeigen, dass soziale Akteur*innen in Situationen der Kritik oder Rechtfertigung auf unterschiedliche Ordnungssysteme rekurren – etwa auf Effizienz (industrielle Welt), Gerechtigkeit (zivile Welt), Fürsorge (häusliche Welt) oder Kreativität (inspirierte Welt). Solche Werteordnungen werden auch in Aussagen über Wissenschaft aktiviert, selbst wenn dies nicht explizit geschieht. Die Theorie der Rechtfertigungsordnungen ermöglicht somit, normative Bezugspunkte diskursiver Positionierungen sichtbar zu machen und Spannungen analytisch zu fassen.

In Kombination erlauben beide theoretischen Ansätze eine mehrdimensionale Betrachtung der Daten:

- Die Positionierungstheorie beleuchtet die situative Selbst- und Fremdverortung in den „Storylines“ der Interviews (vgl. Davies & Harré, 1990).

- Die Rechtfertigungstheorie legt offen, auf welche normativen Ordnungen Bezug genommen wird und wie Legitimität sprachlich hergestellt oder verweigert wird (vgl. Boltanski & Thévenot, 2007).

Diese Tiefenanalyse wurde getrennt nach den ex-ante und ex-post Datensätzen durchgeführt, um Veränderungen in den diskursiven Konfigurationen sichtbar zu machen. Durch diese ergänzende, theoriegeleitete Herangehensweise konnte die komplexe Bedeutungsstruktur der Daten verdichtet und in Bezug auf die Forschungsfrage systematisch eingeordnet werden.

Zur Veranschaulichung des analytischen Vorgehens zeigt Abbildung 2 den Ablauf der empirischen Auswertung. Ausgangspunkt bildet das Partizipationsverfahren, im Rahmen dessen insgesamt 28 Leitfadeninterviews vor und nach dem Verfahren erhoben wurden.

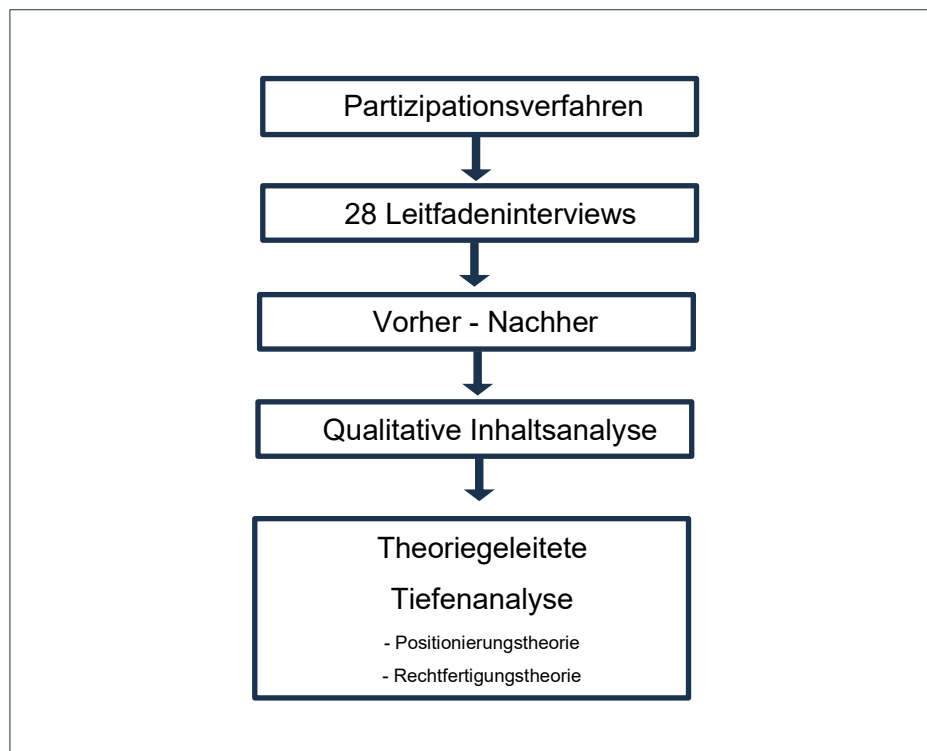


Abbildung 2: Analytischer Ablauf der Untersuchung (eigene Darstellung)

Die Auswertung erfolgte zunächst mittels qualitativer Inhaltsanalyse, um zentrale Themenfelder und Kategorien zu identifizieren. Darauf aufbauend wurde eine theoriegeleitete Tiefenanalyse durchgeführt, die sich an der Positionierungstheorie (Davies & Harré, 1990) sowie der Theorie der Rechtfertigungsordnungen (Boltanski & Thévenot, 2007) orientiert.

3.4 Kritische Reflexion des methodischen Vorgehens im Rahmen der Sekundärdatenanalyse

Die kontinuierliche Reflexion der Forscher*innenperspektive und theoretischen Vorprägung ist im Rahmen der vorliegenden Forschungsarbeit integraler Bestandteil des methodischen Vorgehens – im Einklang mit dem epistemologischen Verständnis dieser Arbeit. Subjektivität und Erfahrung prägen nicht nur das Handeln der Interviewten, sondern auch das der auswertenden Person. Dieses Verständnis ist anschlussfähig an den theoretischen Rahmen der Arbeit, der – in Anlehnung an Jasanoffs Idiom der *Co-Production* sowie an die Theorie der Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot – davon ausgeht, dass Wissen und Wertungen stets sozial situiert sind.

Die Arbeit basiert auf einer Sekundärdatenanalyse, das heißt, die Daten wurden nicht selbst erhoben. Die Entscheidung für diesen methodischen Zugang gründet sowohl auf forschungspraktischen Erwägungen als auch auf der inhaltlichen Anschlussfähigkeit des vorhandenen Datenmaterials an die Fragestellung der Arbeit. Die Stärke des Materials liegt in seiner Breite und Tiefe – sowohl hinsichtlich der Interviewanzahl als auch der Dichte der Aussagen zu Wissenschaftsbezügen. Im Rahmen des Forschungsprojekts „Let’s talk about GOLD“ wurden qualitative Interviews mit 14 Bürger*innen geführt – jeweils eines vor und eines nach ihrer Teilnahme am Partizipationsverfahren. Der Zugriff auf die vollständig transkribierten und anonymisierten Daten erfolgte mit Einwilligung des ursprünglichen Forschungsteams über die betreuende Person dieser Masterarbeit.

Die Nutzung bereits erhobener Daten ermöglichte den Zugriff auf ein umfangreiches, qualitativ hochwertiges Material, das aus forschungsökonomischer Perspektive effizient eingesetzt und einer vertiefenden Fragestellung zugeführt werden konnte. Die Interviews enthalten differenzierte Aussagen zu Positionierungen im Spannungsfeld von Wissenschaft, „Öffentlichkeit“ und Partizipation und bilden damit eine geeignete empirische Grundlage zur Beantwortung der Forschungsfrage.

Zugleich ist eine Sekundärdatenanalyse methodisch nicht unproblematisch: Die Daten wurden nicht mit Blick auf das *spezifische* Erkenntnisinteresse dieser Arbeit erhoben, weshalb eine kritische Prüfung ihrer analytischen Eignung erforderlich war. Da kein Einfluss auf Erhebungsdesign, Interviewführung oder Kontextinformationen genommen werden konnte, bestand die Herausforderung darin, mögliche Auswirkungen dieses eingeschränkten Kontextwissens – etwa in Bezug auf nonverbale Signale oder

Gesprächsdynamiken – methodisch zu reflektieren. Dies wurde durch eine konsequent textnahe und theoriegeleitete Auswertung adressiert.

Zur systematischen Erschließung des Materials wurde eine induktive qualitative Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2018) durchgeführt. Diese erlaubte eine strukturierte, zugleich offene Annäherung an thematische Schwerpunkte im Datenmaterial. Ergänzend wurden zentrale Passagen theoriegeleitet vertieft analysiert – unter Rückgriff auf Konzepte der Positionierungstheorie nach Davies und Harré (1990) sowie der Theorie der Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot (2007).

Auch im Rahmen einer Sekundärdatenanalyse spielen ethische Aspekte eine zentrale Rolle. Die vorliegenden Daten wurden im Ursprungsprojekt unter Einhaltung datenschutzrechtlicher Vorgaben erhoben, vollständig anonymisiert und ausschließlich in dieser Form weitergegeben. Bei der Auswahl und Zitierung des Materials wurde sorgfältig darauf geachtet, potenzielle Re-Identifizierbarkeiten zu vermeiden und das Persönlichkeitsrecht der Interviewten zu wahren. Die Nutzung der Daten erfolgte im Einvernehmen mit dem ursprünglichen Forschungsteam und im Einklang mit den damals erteilten Einverständniserklärungen.

Trotz der benannten Einschränkungen ist die Sekundärdatenanalyse in der vorliegenden Arbeit als angemessenes methodisches Vorgehen zu bewerten. Sie ermöglicht, bereits vorhandenes, wissenschaftlich fundiertes Material neu zu interpretieren und dadurch eigenständige Erkenntnisse über subjektive Bedeutungszuschreibungen von Wissenschaft aus Bürger*innenperspektive zu gewinnen.

3.4.1 Epistemologische Dimension: Kontext, Situiertheit und Rekontextualisierung

Die epistemologische Legitimität der Sekundärdatenanalyse hängt wesentlich von der Fähigkeit ab, vorhandene Daten theoretisch neu zu kontextualisieren, ohne ihre ursprüngliche Bedeutung zu verzerren. Wie Medjedović (2007, S. 12–15) betont, sind qualitative Daten relational und sozial situiert – sie entstehen in Interaktionen, die nicht unabhängig von Zeit, Ort und Beziehung verstanden werden können. Die Herausforderung liegt daher darin, eine „analytische Distanz“ zu schaffen, die neue Perspektiven ermöglicht, ohne den sozialen Kontext der Datenerhebung zu verlieren.

Witzel, Medjedović und Kretzer (2008, S. 15–17) argumentieren, dass Sekundäranalyse weniger als Replikation denn als Rekontextualisierung begriffen werden sollte. Erkenntnis entsteht demnach im Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz – ein Prozess, der Reflexivität auf mehreren Ebenen erfordert: die Reflexion eigener theoretischer Vorannahmen, institutioneller Positionierungen und epistemischer Grenzen.

Irwin (2013, S. 295–301) beschreibt qualitative Sekundäranalyse als genuin reflexive Forschungspraxis, die Distanz nicht als Defizit, sondern als potenziell erkenntnisförderliche Perspektive begreift. Sie warnt jedoch vor der Gefahr der „Entkontextualisierung“ und betont, dass qualitative Daten stets in Relation zu ihren sozialen Entstehungsbedingungen interpretiert werden müssen. Kontextwissen wird damit zum zentralen epistemischen Faktor, Reflexivität zur Voraussetzung wissenschaftlicher Glaubwürdigkeit.

Ruggiano und Perry (2019, S. 96–103) ergänzen, dass methodische Rigorosität in der Sekundäranalyse Transparenz über den Ursprung, die Beziehung zum Primärprojekt und die Grenzen der Kontextpassung voraussetzt. Nur durch Offenlegung dieser Aspekte könne Vertrauen in die analytische Angemessenheit entstehen.

Auch Hughes et al. (2020) heben hervor, dass Daten zeitlich eingebettet und somit veränderlich sind – Sekundäranalyse wird so zu einer „*temporalen Praxis*“, die Wandel, Erinnerung und Kontextverschiebung methodisch integriert. Grundlegend lässt sich Reflexivität in wissenschaftlichen Prozessen nicht als Bedrohung, sondern als Ressource für Glaubwürdigkeit und Legitimität verstehen (vgl. Jasanoff, 2004; Felt & Fochler, 2010). Diese Perspektive verdeutlicht, dass epistemische Qualität aus der bewussten Auseinandersetzung mit Kontext und Beziehung erwächst – sowohl in partizipativen Prozessen als auch in der Sekundärdatenanalyse.

3.4.2 Ethische Dimension: Verantwortung, Zustimmung und Kontextintegrität

Während die epistemologische Reflexion die Erkenntnisbedingungen der Sekundäranalyse beleuchtet, fokussiert die ethische Dimension auf Verantwortung und Schutz sensibler Daten. Tripathy (2013, S. 1478–1479) weist darauf hin, dass die Wiederverwendung vorhandener Daten eine doppelte Verantwortung beinhaltet:

Forschende müssen sowohl die Integrität der Teilnehmenden als auch die der Primärforschenden respektieren.

Irwin (2013, S. 298–306) konkretisiert dies, indem sie die ethischen Implikationen kontextübergreifender Datennutzung betont. Insbesondere in der Entwicklungsforschung zeige sich, dass die Übertragung von Daten über kulturelle Grenzen hinweg Machtasymmetrien und epistemische Verzerrungen erzeugen kann. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer relationalen Forschungsethik, die Sensibilität für Macht, Vertrauen und Kontext wahrt.

Hughes und Tarrant (2020, S. 36–46) plädieren in diesem Zusammenhang für eine „reflexive Ethik“, die Ethik als situativen, prozessualen und dialogischen Aushandlungsprozess begreift. Ihr Konzept des *data stewardship* verdeutlicht, dass Verantwortung für Daten weder rein individuell noch rein institutionell verortet ist – sie entsteht in der Kooperation zwischen Forschenden, Teilnehmenden und Archiven.

Auch Poth (2019, S. 2–4) fordert, Nähe und Distanz zum Ursprungsprojekt offenzulegen und ethische Verfahren beider Forschungsschritte transparent zu dokumentieren. Ruggiano und Perry (2019, S. 91–94) unterstreichen, dass nur ein Viertel der untersuchten Studien eine eigene Ethikprüfung für Sekundäranalysen durchführt – ein Indikator für institutionelle Lücken, der die Bedeutung kontinuierlicher Reflexion und Verantwortungsbewusstsein betont.

Diese Perspektiven verdeutlichen, dass ethische Reflexivität eine doppelte Sensibilität verlangt: für die relationalen Bedingungen wissenschaftlicher Praxis und für die institutionellen Strukturen, in denen diese eingebettet ist. Sheremet und Deviatko (2022, S. 8–12) zeigen in empirischer Perspektive, dass Wahrnehmungen wissenschaftlicher Glaubwürdigkeit disziplinär und kulturell kodiert sind – was auch für ethische Urteile gilt.

3.4.3 Institutionelle Dimension: Vertrauen, Regulierung und Verantwortungsstrukturen

Sekundärdatenanalyse ist nicht nur eine individuelle Entscheidung, sondern Ausdruck institutioneller Kulturen. Law (2006, S. 9–10) fordert verbindliche Standards – etwa Lizenzsysteme, Anonymisierungsverfahren und Datenverwendungsvereinbarungen – um Transparenz und Nachvollziehbarkeit zu sichern.

Lowenberg und Puebla (2022, S. 1–3) erweitern diese Perspektive, indem sie Forschungsintegrität als institutionelle Verantwortung konzipieren. Sie beschreiben die Entwicklung ethischer Infrastrukturen, die kollektive Verantwortung zwischen Forschenden, Repositorien und Journals etablieren. Ihre vier zentralen Kategorien ethischer Problemfelder (Authorship & Contribution Conflicts, Legal & Regulatory Restrictions, Rigor und Risk) verdeutlichen, dass Ethik im Datenmanagement ein Ko-Produkt technischer, rechtlicher und organisatorischer Prozesse ist.

Witzel et al. (2008, S. 19–21) betonen die Bedeutung von Servicezentren wie „QualiService“ für Qualitätssicherung und Zugangstransparenz. Hughes und Tarrant (2020, S. 53–69) ergänzen, dass institutionelle Anerkennung von Sekundäranalysen bislang unzureichend ist, und fordern die Integration spezifischer Transparenzstandards in Publikationsrichtlinien.

Diese institutionelle Perspektive zeigt, dass Vertrauen nicht nur zwischen Personen, sondern auch zwischen Strukturen entsteht. Lowenberg und Puebla (2022, S. 3) formulieren daher den Appell, eine „Kultur geteilter Verantwortung“ zu etablieren, in der FAIR-Prinzipien (*Findable, Accessible, Interoperable, Reusable*) auf ethischer Reflexivität basieren.

3.5 Zwischenresümee zum methodischen Zugang

Die qualitative Sekundärdatenanalyse ist weit mehr als eine ökonomische Methode, es ist vielmehr ein Ort epistemischer und ethischer Selbstreflexion, ein epistemisch-ethischer Reflexionsraum. Ihre Glaubwürdigkeit beruht auf der Fähigkeit, Kontext, Beziehung und Verantwortung produktiv zu integrieren.

Epistemologisch verlangt sie die bewusste Auseinandersetzung mit Nähe und Distanz, mit Rekontextualisierung und theoretischer Übersetzung (vgl. Irwin, 2013; Hughes et al., 2020). Ethisch erfordert sie eine Haltung relationaler Verantwortung (vgl. Hughes & Tarrant, 2020; Poth, 2019) und institutionell die Entwicklung geteilter Infrastrukturen für Transparenz und Integrität (vgl. Lowenberg & Puebla, 2022; Law, 2006).

Damit wird Sekundäranalyse zu einem Ort der *Co-Production*: Wissen entsteht im Zusammenspiel von Menschen, Institutionen und Werten – und nur dort, wo Reflexivität, Vertrauen und Kontextbewusstsein zusammengedacht werden, kann wissenschaftliche Glaubwürdigkeit nachhaltig gesichert werden.

Für die vorliegende Masterarbeit bedeutet dies, dass die Sekundärdatenanalyse nicht lediglich als pragmatische oder ressourcenschonende Entscheidung, sondern als bewusst gewählter Zugang zu einer reflexiven Forschungspraxis verstanden wird. Die theoretischen und ethischen Überlegungen zeigen, dass wissenschaftliche Glaubwürdigkeit hier nicht aus der Datenerhebung selbst, sondern aus der Qualität der Kontextualisierung und der analytischen Selbstreflexion erwächst. Indem die Analyse theoretische Konzepte – insbesondere die Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot sowie Jasanoffs Idiom der *Co-Production* – mit einer textnahen empirischen Auswertung verbindet, wird die Sekundäranalyse zum Instrument, um die sozialen Aushandlungen von Wissenschaftsverständnissen in partizipativen Prozessen sichtbar zu machen.

Damit spiegelt das methodische Vorgehen auch in seiner Struktur die zentralen Wirkfaktoren dieser Arbeit wider: Vertrauen, Reflexivität, Kontextbewusstsein und institutionelle Verantwortung. Die bewusste Reflexion der eigenen Position als Sekundärdatenforscherin und die Sensibilität für die sozialen und ethischen Bedingungen der Datennutzung bilden somit nicht nur methodische, sondern auch inhaltliche Grundlagen dieser Untersuchung. Sekundäranalyse wird auf diese Weise zu einem Ort gelebter *Co-Production* – zwischen Theorie und Empirie, zwischen Forschung und Praxis, zwischen individueller Interpretation und kollektiver Verantwortung.

Ausgehend von diesem methodischen und epistemischen Rahmen richtet sich der folgende Analyseteil auf die empirische Rekonstruktion der diskursiven Positionierungen der Bürger*innen gegenüber der Wissenschaft. Auf Basis der beschriebenen Auswertungsstrategie werden zunächst die zentralen thematischen Kategorien der Interviews dargestellt und anschließend jene Passagen vertieft analysiert, in denen sich Selbst- und Fremdverortungen im Verhältnis zur Wissenschaft besonders deutlich zeigen. Die Analyse folgt dabei der Logik einer rekonstruktiven Annäherung: Sie verbindet textnahe Interpretation mit theoretisch geleiteter Kontextualisierung und macht sichtbar, wie sich normative Bezugnahmen, Rechtfertigungsmuster und Wandelprozesse in den Positionierungen über den Verlauf des Partizipationsverfahrens hinweg entfalten.

4 Ergebnisse zur Positionierungsarbeit

Dieses Kapitel präsentiert die Ergebnisse der empirischen Analyse zur Positionierungsarbeit von Bürger*innen gegenüber der Wissenschaft im Kontext des untersuchten Partizipationsverfahrens. Ziel der Analyse ist es zu rekonstruieren, wie Bürger*innen ihre Beziehung zur Wissenschaft diskursiv artikulieren, verhandeln und begründen.

Die im vorangegangenen Kapitel beschriebenen methodischen und analytischen Schritte bilden die Grundlage für die nun folgende Darstellung der Ergebnisse. Im Mittelpunkt steht die Rekonstruktion jener diskursiven Bezugnahmen, durch die sich die Interviewten im Verhältnis zur Wissenschaft positionieren. Dabei werden zunächst in Form von Fallvignetten die unterschiedlichen Ausgangs- und Entwicklungslinien der Gesprächspartner*innen skizziert, bevor in einem zweiten Schritt die zentralen thematischen Muster der Positionierungsarbeit entlang der drei analytischen Perspektiven – Aufgabe von Wissenschaft, Wissenschaft und Geld sowie Steering durch „Öffentlichkeit“ – vertiefend analysiert werden.

Das Kapitel ist in mehrere Abschnitte gegliedert. Zunächst werden anhand ausgewählter Fallvignetten exemplarische Einblicke in die Interviews gegeben, um zentrale Argumentationsmuster und Perspektiven der Teilnehmenden zu veranschaulichen. Anschließend werden die Ergebnisse der qualitativen Inhaltsanalyse vorgestellt, aus der mehrere zentrale Themenfelder der Positionierungsarbeit hervorgegangen sind. Diese Themenfelder strukturieren die folgende Darstellung der empirischen Befunde.

In einem weiteren Schritt werden die Ergebnisse einer theoriegeleiteten Tiefenanalyse präsentiert, in der die empirischen Befunde mithilfe der Positionierungstheorie sowie der Theorie der Rechtfertigungsordnungen analytisch vertieft werden. Ziel ist es, die zugrunde liegenden diskursiven Positionierungen und normativen Begründungsweisen der Bürger*innen gegenüber der Wissenschaft herauszuarbeiten.

4.1 Fallvignetten

Im Rahmen der qualitativen Auswertung stellte die Erstellung der Fallvignetten einen zentralen Zwischenschritt zwischen der induktiven Strukturierung des Materials und der theoriegeleiteten Feinanalyse dar. Aufbauend auf der qualitativen Inhaltsanalyse wurden die Aussagen der Interviewten zunächst fallbezogen zusammengeführt, um individuelle

Erzählhaltungen, Bezugnahmen auf die Wissenschaft und mögliche Verschiebungen zwischen ex-ante und ex-post Interviews sichtbar zu machen. Ziel dieses Schrittes war es, die Vielfalt an Sichtweisen und Argumentationslogiken im Datenmaterial in verdichteter Form abzubilden und damit eine Grundlage für die nachfolgende thematische Vertiefung zu schaffen.

Zwischen den beiden Erhebungszeitpunkten lag die Teilnahme am Partizipationsverfahren, wodurch die ex-post Interviews die Möglichkeit eröffnen, Veränderungen im Anschluss an diese Erfahrungen zu erfassen.

Die Vignetten dienen somit als analytische Verdichtung der einzelnen Fälle und veranschaulichen, wie die Befragten Wissenschaft in ihrem Alltag verorten, bewerten und begründen. Sie machen deutlich, dass Positionierungen gegenüber Wissenschaft immer situiert sind – sie entstehen im Zusammenspiel von biografischen Erfahrungen, beruflichen Kontexten und gesellschaftlichen Diskursen.

Die Darstellung folgt jener Dreiteilung, die auch der weiteren Ergebnisanalyse zugrunde liegt – Aufgabe von Wissenschaft, Wissenschaft und Geld sowie Steering durch „Öffentlichkeit“. Diese Gliederung dient der analytischen Strukturierung, spiegelt aber nicht die Trennung in den Aussagen der Befragten wider. In den Interviews überlagern sich diese Bezugsebenen häufig, was die Vielschichtigkeit der diskursiven Arbeit am eigenen Verhältnis zur Wissenschaft besonders deutlich werden lässt.

4.1.1 Darstellung der Fallvignetten

Die in den Fallvignetten verwendeten Bezeichnungen (z. B. „Fortschrittspragmatiker“, „Skeptikerin“) stellen analytische Verdichtungen dar. Sie sind nicht als objektive oder vollständige Charakterisierungen der Interviewten zu verstehen, sondern als interpretative Zuspitzungen zentraler Deutungsmuster, die im Material rekonstruiert wurden. Ziel dieser Zuschreibungen ist es, typische Argumentationslogiken und Positionierungsweisen sichtbar und vergleichbar zu machen.

Die Vignetten folgen damit einer interpretativen Logik, die bewusst mit analytischen Typisierungen arbeitet. Diese bleiben notwendigerweise perspektivisch und selektiv und sind als Teil des Auswertungsprozesses zu verstehen, nicht als Beschreibung der Personen selbst. Die Benennung erfolgt dabei bewusst zugespitzt, um analytische

Unterschiede sichtbar zu machen, ohne die Komplexität der Fälle auf diese Zuschreibung zu reduzieren.

Der Abstand zwischen den ex-ante und ex-post Interviews liegt bei etwa einem Jahr. Dazwischen trafen sich die Bürger*innen mit den Genomwissenschaftler*innen zu Runden Tischen und tauschten sich aus.

L1m – „Der techniknahe Fortschrittspragmatiker“

L1m ist ein junger, selbstständiger Statistiker mit universitärer Ausbildung. Obwohl er täglich mit wissenschaftlichen Methoden arbeitet, sieht er sich selbst eher als Praktiker. Sein Blick auf Wissenschaft ist stark nutzenorientiert und national gerahmt. Ex-ante beschreibt er Wissenschaft als zentralen Motor gesellschaftlicher Entwicklung. Sie sichere Fortschritt, Unabhängigkeit und Wohlstand – vorausgesetzt, es werde genug investiert und kommuniziert. Österreich erscheine ihm hier zu passiv. Wissenschaft müsse sichtbarer und politisch stärker unterstützt werden. Sein Wissenschaftsverständnis bleibt damit funktional und technokratisch: Forschung solle etwas „bringen“ und planbar zum Erfolg führen. Ex-post verschiebt sich sein Blick: Durch den Austausch mit den Forschenden im Prozess erkennt er, dass wissenschaftliche Arbeit von Unsicherheit, Scheitern und Suchbewegungen geprägt ist. Forschung erscheint ihm nun weniger als linearer Fortschrittsweg, sondern als offenes System mit eigener Dynamik. L1m bewegt sich von einem steuerbaren Entwicklungsnarrativ hin zu einem realistischeren Verständnis von Wissenschaft als eigenständigem, unplanbarem Prozess.

L2w – „Die medienkritische Romantikerin“

L2w ist eine junge Fachkraft in der Öffentlichkeitsarbeit, deren Zugang zur Wissenschaft stark von Medienerfahrungen geprägt ist. Sie verbindet analytisches Denken mit emotionaler Faszination für Forschung als kreative Schöpfung. Ex-ante sieht sie den gesellschaftlichen Rang der Wissenschaft an deren mediale Sichtbarkeit geknüpft. Forschende erscheinen ihr als „*Träumer*innen*“ und „*Visionär*innen*“, die mit Leidenschaft arbeiten – Wissenschaft als schöpferische, fast künstlerische Kraft. Gleichzeitig kritisiert sie, dass Medien zu selten seriös berichten und damit Distanz schaffen. Ex-post beschreibt sie Wissenschaft als „*tot*“, solange sie theoretisch bleibt – und „*lebendig*“, sobald man die Menschen dahinter trifft. Das Partizipationsverfahren habe ihr ermöglicht, Wissenschaft als etwas Nahbares und Menschliches zu erleben. Der Zauber bleibe, doch er liege nun in der Begegnung, nicht in der Idee. L2w wandelt

sich von der idealisierenden Bewunderin zur reflektierten Beobachterin, die Wissenschaft als menschliche Praxis begreift.

L3w – „Die Transparenz-Realistin“

L3w ist eine Frau mittleren Alters mit medizinisch-technischem Hintergrund. Sie kennt wissenschaftlich geprägte Arbeitsumfelder aus der Praxis und legt Wert auf Verständlichkeit und Transparenz. Ex-ante verknüpft sie den gesellschaftlichen Stellenwert der Wissenschaft mit der Frage, wie viel Einblick Menschen in Forschung erhalten. Fehle dieser, entstehe Skepsis. Medien seien entscheidend, weil sie entweder Nähe herstellen oder Distanz vertiefen könnten. Für sie ist Wissenschaft nur dann legitim, wenn sie nachvollziehbar und anwendungsbezogen bleibt. Ex-post beschreibt sie keine Veränderung ihres Bildes, sondern eine Bestätigung: Wissenschaft funktioniere ähnlich wie andere Arbeitswelten – mit Hierarchien, Strukturen und alltäglicher Organisation. Das Verfahren habe ihr Verständnis nicht revolutioniert, sondern stabilisiert. L3w bleibt bei ihrem Bild von Wissenschaft als normale, transparenzpflichtige Praxis – ihr Vertrauen gründet auf Verständlichkeit, nicht auf Idealisierung.

L4m – „Der Hörensagen geleitete Beobachter“

L4m ist ein kreativer, künstlerisch orientierter Mann, der Wissenschaft meist aus Erzählungen und Medien kennt. Ex-ante beschreibt er Österreich als Land, das Wissenschaft zu wenig fördert und feiert. Seine Meinung gründet auf Eindrücken und Vergleichen, weniger auf eigener Erfahrung. Forschende erscheinen ihm wie Künstler*innen, die spielerisch Neues suchen, aber stärker unter Erfolgsdruck stehen. Ex-post verschiebt sich seine Perspektive: Durch die Begegnung mit Forschenden erkennt er, dass Wissenschaftler*innen keine abgehobenen Spezialist*innen sind, sondern kommunikative Menschen mit Humor und Alltagsnähe. Seine anfänglich abstrakten Vorstellungen werden persönlicher, bleiben aber ambivalent. L4m bewegt sich von einer distanzierten Drittmeinung zu einer erfahrungsbasierten Haltung – Wissenschaft wird greifbarer, bleibt jedoch ein System mit Fremdanteil.

L5w – „Die Autonomie-Wächterin“

L5w ist eine Frau mittleren Alters mit kaufmännischem Hintergrund. Sie steht der Wissenschaft grundsätzlich positiv gegenüber, betont jedoch ihre Abhängigkeit von ökonomischen Strukturen. Ex-ante beschreibt sie Wissenschaft als ungenutztes Potenzial: In Österreich werde zu wenig geforscht und investiert, was das Land in

Abhängigkeit von ausländischem Wissen halte. Sie unterscheidet zwischen freier Grundlagenforschung und interessengeleiteter Auftragsforschung und verbindet damit eine klare Forderung nach staatlicher Verantwortung, um wissenschaftliche Unabhängigkeit zu sichern. Ex-post bestätigt und schärft sie diese Haltung. Wissenschaft erscheine ihr zunehmend als strukturell abhängig von externen Geldgebern, wodurch wirtschaftliche Interessen Themen und Zielrichtungen beeinflussten. Der Staat solle als Garant wissenschaftlicher Integrität gegensteuern. L5w formuliert ein konsistentes Abhängigkeitsnarrativ: Geld ermöglicht wissenschaftliche Arbeit und gefährdet zugleich ihre Autonomie. Forschung erscheint als notwendiges, aber schutzbedürftiges System.

L6m – „Der kulturtypologische Skeptiker“

L6m ist ein Mann mittleren Alters mit akademischem Hintergrund, der Wissenschaft vor allem im Kontext nationaler und kultureller Zuschreibungen betrachtet. Ex-ante erklärt er die Stellung der Wissenschaft in Österreich über kulturelle Faktoren. Er spricht von einem „*Naturell des Österreichers*“, das wenig Forschergeist zeige, und misst wissenschaftliche Bedeutung an internationalen Erfolgen wie Nobelpreisen. Österreich erscheine ihm im Vergleich zu größeren Nationen als respektiert, aber wenig forschungsstark. Sein Blick auf Wissenschaft bleibt distanziert, von Konkurrenzlogiken geprägt und an Leistungsergebnissen orientiert. Ex-post bleibt seine Einschätzung im Kern stabil, verschiebt sich jedoch von kultureller Bewertung zu stärkerer Anerkennung des Arbeitsaufwands. Er betont die Langwierigkeit und Beharrlichkeit, die Forschung erfordere, und würdigt diese als zentrale Leistung. Wissenschaft bleibt für ihn anspruchsvoll und mühsam, aber respektabel. L6m hält an seiner kulturtypologischen Deutung fest, erkennt Wissenschaft nun jedoch stärker als fordernde Praxis individueller Anstrengung – weniger durch Genialität, mehr durch Ausdauer geprägt.

L7w – „Die aufklärungsorientierte Fortschrittsoptimistin“

L7w ist eine junge Frau aus dem technisch-medialen Bereich, die Wissenschaft mit Fortschritt, Aufklärung und gesellschaftlichem Nutzen verbindet. Ex-ante beschreibt sie Wissenschaft als Grundlage von Innovation und Bildung. Sie betont, dass ausreichende finanzielle Mittel Offenheit und Freiheit ermöglichen und dadurch Aufklärung gefördert werde. Forschung diene dem Gemeinwohl und sei Ausdruck gesellschaftlicher Entwicklung. Österreich erscheine ihr als Land, das zu wenig investiere und dadurch Potenziale verliere. Wissenschaft wird in ihrer Argumentation als moralisch positives, zukunftsgerichtetes Projekt verstanden. Ex-post bleibt diese Grundhaltung bestehen,

verschiebt sich aber in Richtung Realismus. Sie beschreibt Forschung nun als stärker strukturiert, planvoll und institutionell eingebettet, als sie zuvor angenommen hatte. Wissenschaft erscheine ihr weniger risikoreich und heroisch, sondern als organisierte, methodische Arbeit, die auf Kooperation und langfristige Prozesse angewiesen sei. L7w hält an ihrem Fortschrittsglauben fest, versteht Wissenschaft nun jedoch als institutionalisierte Praxis mit begrenztem Gestaltungsspielraum – geerdeter, aber weiterhin von Idealismus getragen.

L8w – „Die eigenverantwortliche Skeptikerin“

L8w ist eine akademisch gebildete Frau, die sich stark für neue Themen interessiert und Wissen als persönliche Verantwortung begreift. Ihr Zugang zur Wissenschaft ist kritisch und von Medienerfahrungen geprägt. Ex-ante betont sie, dass wissenschaftliche Informationen in den Medien häufig verzerrt oder vereinfachend dargestellt würden. Um „nicht alles zu glauben“, müsse man selbst prüfen, ob eine Quelle vertrauenswürdig sei. Damit verbindet sie Wissenschaft mit Eigenverantwortung und kritischer Urteilkraft. Sie misst wissenschaftlicher Arbeit hohen Wert bei, begegnet ihrer Vermittlung jedoch mit Skepsis. Ex-post bestätigt sie ihr Grundverständnis, beschreibt jedoch ein erneuertes Interesse an wissenschaftlichen Themen. Durch das Projekt habe sie begonnen, Forschung wieder aktiver zu verfolgen – in Zeitungen, Radio und Fernsehen – und betont die Bedeutung persönlicher Begegnung für Vertrauen. Ihre Haltung bleibt kritisch, wird aber dialogischer. L8w entwickelt sich von einer distanzierten Beobachterin zu einer reflektierten Mitdenkerin, die Wissenschaft als wertvolle, aber erklärungsbedürftige Praxis versteht.

L9m – „Der fortschrittsgläubige Handwerker“

L9m ist ein älterer Mann mit handwerklicher Ausbildung, der Wissenschaft vor allem über praktische und medizinische Bezüge wahrnimmt. Sein Verständnis ist von Fortschrittsglauben und institutioneller Distanz geprägt. Ex-ante beschreibt er Wissenschaft als nationale Antriebskraft, die Wohlstand und gesellschaftliche Entwicklung ermöglicht. Forschende erscheinen ihm als „Erfinder“, die mit ihrer Arbeit gesellschaftlichen Nutzen schaffen. Österreich investiere seiner Ansicht nach zu wenig, wodurch wissenschaftliches Potenzial ungenutzt bleibe. Seine Sicht ist idealistisch, aber funktional: Forschung solle sichtbare Ergebnisse liefern und nationale Stärke fördern. Ex-post verschiebt sich seine Wahrnehmung hin zu einem stärker prozessbezogenen Verständnis. Er erkennt Parallelen zwischen wissenschaftlicher Arbeit und handwerklicher Präzision: Geduld, Genauigkeit und Spezialisierung werden zu zentralen

Merkmale. Wissenschaft erscheint ihm weniger als heroischer Akt, sondern als methodisches, sorgfältiges Arbeiten. L9m wandelt sich vom national geprägten Fortschrittsidealist zum realistischen Beobachter wissenschaftlicher Praxis – von der Bewunderung für Erfindungen hin zur Anerkennung des Entwicklungsprozesses.

L10w – „Die Innen-Außen-Vermittlerin“

L10w ist eine Frau mittleren Alters, die im administrativen Bereich einer Universität arbeitet. Durch ihre berufliche Nähe erlebt sie Wissenschaft aus institutioneller und zugleich beobachtender Perspektive. Ex-ante beschreibt sie Wissenschaft als allgegenwärtig, aber weitgehend unsichtbar. Forschung geschehe im Hintergrund und erhalte in der „Öffentlichkeit“ zu wenig Aufmerksamkeit. Sie betont, dass mangelnde Kommunikation zu einer Unterschätzung wissenschaftlicher Leistungen führe, und sieht die Verantwortung dafür primär bei den Forschenden selbst. Ihr Verständnis bleibt institutionell und strukturell orientiert. Ex-post verschiebt sich ihr Blick hin zu den Menschen hinter der Wissenschaft. Sie beschreibt Forschende als „ganz normale Leute“, die mit alltäglichen Herausforderungen umgehen und dadurch greifbarer werden. Wissenschaft verliert für sie den Charakter des Abstrakten und erscheint als soziale Praxis. L10w bewegt sich von einer systemischen Außenperspektive zu einer personalisierten Innensicht – Wissenschaft wird für sie weniger Struktur und mehr Mensch.

L11m – „Der institutionstreue Systemdenker“

L11m ist ein Mann mittleren Alters mit juristischem Hintergrund, der Wissenschaft stark über Bildung, Ordnung und staatliche Strukturen definiert. Ex-ante verortet er Wissenschaft klar an Universitäten, die er als zentrale Orte von Wissen und Fortschritt versteht. Forschung dient für ihn der nationalen Wettbewerbsfähigkeit und der intellektuellen Selbstbehauptung eines kleinen Landes wie Österreich. Zugleich erkennt er Widersprüche: Einerseits klagten Universitäten über knappe Mittel, andererseits investiere der Staat durchaus. Diese Ambivalenz führt zu einem ausgewogenen, institutionstreuen Wissenschaftsverständnis. Ex-post bleibt seine Perspektive stabil, erweitert sich aber um ein stärkeres Bewusstsein für Unterschiede zwischen Disziplinen. Die Runden Tische hätten ihm gezeigt, dass Natur- und Geisteswissenschaften unterschiedlich arbeiten und organisiert sind. Er betont damit Pluralität innerhalb einer gemeinsamen institutionellen Logik. L11m bestätigt seine Sicht von Wissenschaft als staatlich eingebetteter, disziplinär vielfältiger Strukturleistung – stabil, aber differenzierter.

L12m – „Der kulturökonomische Sinnsucher“

L12m ist ein Mann mittleren Alters mit geisteswissenschaftlichem Hintergrund, der Wissenschaft zugleich als kulturelles und ökonomisches Gut betrachtet. Ex-ante beschreibt er Wissenschaft als Fundament moderner Gesellschaften, das in Österreich jedoch zu wenig sichtbar sei. Er verweist auf andere Länder, die ihre wissenschaftlichen Erfolge stärker öffentlich hervorheben, und verbindet Sichtbarkeit mit gesellschaftlichem Wert. Forschung gilt ihm als Sinnstiftung und als wirtschaftlicher Faktor für ein rohstoffarmes Land. Zugleich kritisiert er die zunehmende Steuerung wissenschaftlicher Themen durch Geldgeber und die daraus entstehenden Abhängigkeiten. Ex-post verschiebt sich sein Fokus von systemischen zu personellen Bezügen. Wissenschaft erscheine ihm nun stärker als kulturelle Leistung einzelner Akteur*innen. Seine Haltung gegenüber Forschung hängt zunehmend von den Personen ab, mit denen er im Verfahren in Kontakt kam – Sympathie und Authentizität werden zu neuen Bezugspunkten. L12m entwickelt sich vom systemkritischen Beobachter zum personalisierten Deuter: Wissenschaft bleibt kulturell bedeutsam, wird aber als menschliche Praxis erlebbar.

L13m – „Der lebensweltliche Fortschrittsdeuter“

L13m ist ein Mann mittleren Alters mit technischem Hintergrund, der Wissenschaft stark über Alltag, Geschichte und Lebensqualität versteht. Ex-ante beschreibt er Österreich als Land mit bedeutender wissenschaftlicher Vergangenheit, das heute an Sichtbarkeit verloren habe. Er führt dies auf „Brain Drain“ und mangelnde Vermarktung zurück. Wissenschaft erscheint ihm als Grundlage moderner Lebensqualität – sie ermögliche technische Errungenschaften, die das Leben erleichtern. Sein Blick ist von Fortschrittsoptimismus und gesellschaftlichem Nutzen geprägt. Ex-post verschiebt sich seine Wahrnehmung in Richtung Realismus und Empathie. Er erkennt die Belastungen wissenschaftlicher Arbeit – Frustration, Konkurrenz und geringe Anerkennung – und betont den hohen persönlichen Einsatz der Forschenden. Forschung erscheint ihm weniger als glanzvolle Erfolgsgeschichte, sondern als mühsamer, aber wertvoller Prozess. L13m bewegt sich vom Fortschrittsoptimisten zum reflektierten Realisten, der Wissenschaft nicht mehr idealisiert, sondern als anspruchsvolle, menschliche Praxis würdigt.

L14w – „Die interne Zeugin“

L14w ist eine Geisteswissenschaftlerin, die selbst im akademischen Umfeld tätig ist und Wissenschaft aus einer Innenperspektive betrachtet. Ex-ante liegen zwar nur wenige

direkte Aussagen vor, doch wird deutlich, dass sie sich mit der wissenschaftlichen Praxis identifiziert. Ihre Perspektive ist nicht die einer Außenstehenden, sondern die einer Beteiligten, die Teil derselben symbolischen Ordnung ist, über die sie spricht. Wissenschaft erscheint ihr als selbstverständlicher Bezugspunkt professioneller Identität. Ex-post beschreibt sie keine Veränderung ihrer Haltung, sondern eine Vertiefung. Durch den Vergleich mit Forschenden anderer Disziplinen reflektiert sie ihre eigene Position im Feld. Sie erkennt Unterschiede zwischen geisteswissenschaftlicher und experimenteller Forschung, bestätigt jedoch zugleich ihre Zugehörigkeit zum wissenschaftlichen System. L14w steht für eine interne Perspektive, in der Beobachtung und Beteiligung verschmelzen – Wissenschaft wird nicht von außen bewertet, sondern aus der eigenen Praxis heraus bestätigt.

4.1.2 Zwischenresümee zu den Fallvignetten

Die Fallvignetten verdeutlichen die Breite und Vielschichtigkeit der im Datenmaterial erkennbaren Positionierungen gegenüber Wissenschaft. Die Befragten verknüpfen ihre Vorstellungen von Wissenschaft mit sehr unterschiedlichen Erfahrungs-, Berufs- und Deutungswelten: Während einige Wissenschaft primär als Motor gesellschaftlichen Fortschritts oder ökonomischen Erfolgs beschreiben, betonen andere ihre kulturelle, moralische oder individuelle Bedeutung.

Auffällig ist, dass sich bei keiner der befragten Personen eine dezidierte Änderung ihrer Position feststellen lässt. Es kam zu keinem klaren Positionswechsel im Sinne eines grundlegenden Wandels der Haltung gegenüber Wissenschaft. Stattdessen zeigen sich überwiegend feine Verschiebungen in Akzentuierungen, Bewertungen oder Begründungslogiken – etwa von Bewunderung zu Realismus, von Distanz zu Nähe oder von Systemdeutung zu personalisierter Wahrnehmung.

Charakteristisch ist, dass viele Interviewte Wissenschaft ex-post weniger als abstraktes System, sondern zunehmend als menschliche und kommunikative Praxis wahrnehmen. Die persönliche Begegnung mit Forschenden führt häufig zu einer Neujustierung der Beziehung zwischen Nähe und Distanz, zwischen Bewunderung und Verständnis. Wissenschaft wird dadurch relational erfahrbar – als etwas, das im Austausch, in Übersetzungsarbeit und in gegenseitiger Anerkennung entsteht.

Insgesamt legen die Fallvignetten nahe, dass Positionierungsarbeit gegenüber Wissenschaft nicht als lineare Entwicklung oder Einstellungsänderung verstanden

werden kann, sondern als fortlaufender Prozess sozialer Aushandlung. Diese Beobachtungen bilden die Grundlage für die nachfolgende vertiefende Analyse entlang der drei thematischen Perspektiven, in der die übergreifenden Deutungsmuster und Wertlogiken der Interviewten systematisch herausgearbeitet werden.

4.2 Kategorienbildung und analytische Verdichtung

Auf Grundlage der fallbezogenen Verdichtungen wurden in einem weiteren Analyseschritt die zentralen Themenfelder identifiziert, die sich über alle Interviews hinweg als wiederkehrende Bezugspunkte in der Positionierungsarbeit gegenüber Wissenschaft zeigen. Dieser Schritt diente der systematischen Zusammenführung der fallübergreifenden Muster und bildete damit die Brücke zwischen der individuellen Ebene der Fallvignetten und der thematischen Tiefenanalyse.

Die qualitative Inhaltsanalyse der Interviews führte zur Identifikation mehrerer zentraler Themenfelder, in denen Bürger*innen ihre Position gegenüber der Wissenschaft artikulieren. Tabelle 5 gibt einen Überblick über die analytisch verdichteten Kategorien der Interviewanalyse.

Tabelle 5: Zentrale Themenfelder der Positionierungsarbeit gegenüber Wissenschaft (eigene Darstellung)

Kategorie	Kurzbeschreibung
Aufgabe von Wissenschaft	Erwartungen an gesellschaftliche Verantwortung und Orientierung wissenschaftlicher Forschung
Wissenschaft und Geld	Diskussion von Finanzierung, Legitimation und möglichen Interessenkonflikten wissenschaftlicher Institutionen
Steering durch Öffentlichkeit	Fragen gesellschaftlicher Einflussnahme auf wissenschaftliche Entwicklungen und Entscheidungsprozesse

Diese Kategorien strukturieren die folgende Darstellung der empirischen Ergebnisse und bilden die Grundlage der anschließenden theoriegeleiteten Tiefenanalyse.

Die Kategorien wurden im Sinne einer induktiv-strukturierenden Inhaltsanalyse (vgl. Kuckartz, 2018) entwickelt und anschließend theoriegeleitet verdichtet. Ausgangspunkt war die wiederholte Durchsicht jener Interviewsegmente, in denen die Befragten ihre Vorstellungen, Bewertungen und Erwartungen an Wissenschaft explizit formulierten

oder implizit zum Ausdruck brachten. Dabei zeigte sich, dass die Interviewten ihre Bezugnahmen auf Wissenschaft vor allem entlang dreier Dimensionen rahmten:

- (1) Aufgabe von Wissenschaft
- (2) Wissenschaft und Geld,
- (3) Steering durch „Öffentlichkeit“.

Diese drei Themenfelder bilden die analytischen Perspektiven, entlang derer die Ergebnisse im weiteren Verlauf des Kapitels dargestellt werden.

Um die Entwicklung dieser thematischen Bezugnahmen sichtbar zu machen, wurde eine Übersicht erstellt, die für jede interviewte Person dokumentiert, welche Kategorien sie vor und nach dem Partizipationsverfahren angesprochen hat (vgl. Tabelle 6). Diese tabellarische Darstellung erfüllt mehrere analytische Funktionen:

Erstens erhöht sie die Transparenz und Nachvollziehbarkeit des Auswertungsvorgangs, indem sie die empirische Fundierung der Kategorien offenlegt. Die Zuordnung der Aussagen zu den einzelnen Themenfeldern macht sichtbar, dass die Kategorien nicht theoretisch vorgegeben, sondern induktiv aus dem Material heraus entwickelt wurden (vgl. Kuckartz, 2018).

Zweitens bildet die Übersicht eine Brücke zwischen der individuellen und der fallübergreifenden Ebene. Während die Fallvignetten die je spezifische Perspektive einzelner Teilnehmender rekonstruieren, zeigt die tabellarische Zusammenführung, welche Muster sich über die individuellen Fälle hinaus verallgemeinern lassen. Damit stellt sie den analytischen Übergang von der Einzelfallinterpretation zur thematischen Verdichtung her, die im folgenden Kapitel vertieft wird.

Drittens verdeutlicht die Übersicht die Einbettung der Unterkategorien in die drei Hauptkategorien und erlaubt, die unterschiedlichen Argumentationslogiken der Befragten systematisch nachzuzeichnen. Schließlich ermöglicht die Gegenüberstellung der Interviews vor und nach dem Verfahren, Verschiebungen und Stabilitäten in den Positionierungen zu identifizieren. So wird sichtbar, welche Themen konstant bleiben, welche an Bedeutung gewinnen oder neu auftreten – etwa eine stärkere Betonung von Verantwortung, Steuerung oder Vermittlung. Diese Entwicklung liefert wertvolle

Hinweise darauf, wie sich Wahrnehmungen von Wissenschaft im Verlauf partizipativer Auseinandersetzung transformieren.

Die Tabelle 6 folgt einem Farbcodierungssystem, das es ermöglicht, Veränderungen im Auftreten bestimmter Themen auf einen Blick zu erkennen:

- Blau markiert sind Kategorien, die ausschließlich vor dem Verfahren genannt wurden,
- Rosa kennzeichnet Kategorien, die ausschließlich nach dem Verfahren auftraten,
- Grau zeigt Themen, die in beiden Erhebungszeitpunkten vorkommen.

Diese Visualisierung verdeutlicht, in welchen Bereichen sich die Deutungsmuster der Befragten stabil zeigten und wo sich neue Perspektiven herausgebildet haben. So wird beispielsweise sichtbar, dass zentrale Kategorien wie der „Aufgabe von Wissenschaft“ und „Wissenschaft und Geld“ in beiden Phasen vorkommen (grau), während Themen wie „Steering durch „Öffentlichkeit““ oder „Wissenschaft muss aktiv werden“ nach dem Verfahren stärker hervortreten (rosa). Dagegen verschwinden einzelne Aspekte, etwa zum „Ort von Wissenschaft“, nach der Teilnahme (blau), was darauf hindeutet, dass sie im weiteren Reflexionsprozess an Relevanz verloren haben.

Damit bietet die Tabelle 6 nicht nur eine empirische Grundlage der Kategoriensystematik, sondern auch einen ersten Einblick in Transformationsprozesse der Wahrnehmung von Wissenschaft, die im Verlauf des Partizipationsverfahrens stattgefunden haben. Sie zeigt, welche Themen konstant bleiben, welche an Bedeutung gewinnen und welche neuen Verknüpfungen zwischen Nutzen-, Geld- und Steuerungslogiken entstehen.

Die folgende Ergebnisdarstellung greift diese Dynamiken auf und zeigt, wie die Befragten entlang dieser drei zentralen Dimensionen – Aufgabe von Wissenschaft, Wissenschaft und Geld sowie Steering durch „Öffentlichkeit“ – ihre Positionierungen sprachlich und argumentativ herstellen.

Tabelle 6 zeigt die auf diese Weise erarbeiteten Kategorien vor und nach der Teilnahme der Befragten am Partizipationsverfahren und bildet den Ausgangspunkt für die anschließende thematische Ergebnisdarstellung. Die Farbmarkierung wurde bewusst gewählt, um qualitative Veränderungen auch visuell erfahrbar zu machen und damit eine

Brücke zwischen der inhaltsanalytischen Kodierung und der interpretativen Feinanalyse zu schlagen. Die farbcodierte Übersicht (vgl. Tabelle 6) zeigt, dass sich zwischen den Interviews vor und nach dem Partizipationsverfahren sowohl stabile Deutungsmuster als auch verschobene thematische Akzentsetzungen beobachten lassen.

Tabelle 6: Übersicht zur Nennung von Kategorien vor und nach dem Partizipationsverfahren pro interviewter Person (eigene Darstellung)

Interview Kategorie	L1m	L2w	L3w	L4m	L5w	L6m	L7w	L8w	L9m	L10w	L11m	L12m	L13m	L14w
Aufgabe von Wissenschaft														
Wissenschaft und Geld														
Steering durch Öffentlichkeit														
Ort von Wissenschaft														
Haltung in Wissenschaft														
Sprache von Wissenschaft														
Wissenschaft muss aktiv werden														
Stellenwert der Wissenschaft in Österreich														
Desinteresse von Öffentlichkeit														
Skepsis/Angst von Öffentlichkeit														
Öffentlichkeit muss aktiv werden														
Braucht Vermittler zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft														

Legende: Blau = nur ex-ante, Rosa = nur ex-post, Grau = ex-ante und ex-post, Weiß = nicht vorhanden.

Auffällig ist zunächst, dass Kategorien wie „Aufgabe von Wissenschaft“ und „Wissenschaft und Geld“ überwiegend grau markiert sind, also sowohl vor als auch nach dem Verfahren von mehreren Befragten aufgegriffen werden. Sie bilden damit persistente Bezugspunkte in den Positionierungen gegenüber Wissenschaft. Demgegenüber treten Kategorien wie „Steering durch „Öffentlichkeit“, „Wissenschaft muss aktiv werden“ oder „Öffentlichkeit muss aktiv werden“ häufiger erst in den Nachher-Interviews auf (rosa), während einzelne Themen – etwa der „Ort von Wissenschaft“ – vor allem vor dem Verfahren relevant waren (blau) und danach in den Hintergrund treten.

Diese Muster lassen sich als Verschiebung von eher distanzierenden, institutionell gerahmten Beschreibungen hin zu reflexiven, relationalen Deutungen lesen. Vor dem Verfahren stehen stärker Fragen im Vordergrund, was Wissenschaft generell ist, wo sie verortet wird und welchen Status sie in Österreich besitzt. Nach der Teilnahme werden verstärkt Fragen verhandelt, wie Wissenschaft sich gegenüber „Öffentlichkeit“ verhalten

soll, wer Einfluss nehmen darf und welche wechselseitigen Verantwortlichkeiten zwischen wissenschaftlichen Akteur*innen und Gesellschaft bestehen.

Vor diesem Hintergrund lassen sich die stabilen und veränderten Themenbereiche mit dem theoretischen Rahmen dieser Arbeit verknüpfen. Die persistenten Kategorien „Aufgabe von Wissenschaft“ und „Wissenschaft und Geld“ verweisen auf die Dominanz bestimmter Rechtfertigungsordnungen im Sinne von Boltanski und Thévenot (2007): Zum einen der industriellen Welt, in der Effizienz, Fortschritt und Problemlösungsfähigkeit als zentrale Legitimitätskriterien gelten, zum anderen der Markt-Welt, in der Ressourcen, Wettbewerb und ökonomische Abhängigkeiten eine zentrale Rolle spielen.

Die verstärkte Thematisierung von „Steering durch „Öffentlichkeit“ und verwandten Kategorien nach dem Verfahren lässt sich als Hinwendung zu zivil orientierten Rechtfertigungen deuten, in denen Gemeinwohl, Teilhabe und kollektive Verantwortlichkeit im Vordergrund stehen.

Zugleich wird ein Spannungsfeld sichtbar: Die Befragten versuchen, Vorstellungen von wissenschaftlicher Autonomie mit Ansprüchen demokratischer Mitgestaltung in Beziehung zu setzen. Dies korrespondiert mit Jasanoffs (2004) Idiom der *Co-Production*, in dem Wissen und soziale Ordnung nicht getrennt voneinander, sondern in wechselseitigen Aushandlungsprozessen entstehen.

Die Zunahme reflexiver Bezugnahmen auf Steuerung, Verantwortung und Vermittlung kann als Indiz dafür gelesen werden, dass die Teilnehmenden Wissenschaft zunehmend als gesellschaftlich eingebettete Praxis verstehen – eine Sichtweise, die in der STS-Forschung als charakteristisch für „Science-in-Society“-Ansätze gilt (vgl. Felt & Fochler, 2010; Irwin & Wynne, 1996). Die Verschiebung hin zu relationalen Perspektiven stützt somit die Annahme, dass partizipative Verfahren – im Sinne Jasanoffs – Orte der *Co Production* epistemischer und normativer Ordnungen sind, in denen Deutungen von Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ wechselseitig stabilisiert oder transformiert werden. Zugleich ist zu berücksichtigen, dass die vorliegende Arbeit auf einer Sekundärdatenanalyse basiert. Die beobachteten Verschiebungen im Kategoriensystem sind daher nicht als unmittelbare Effekte des Partizipationsverfahrens im experimentellen Sinn zu interpretieren, sondern als rekonstruierte Sinnzuschreibungen

innerhalb eines bereits durch das ursprüngliche Forschungsdesign gerahmten Settings (vgl. Heaton, 2004; Kuckartz, 2018).

Die Entwicklung von „blauen“ zu „rosa“ und „grauen“ Feldern zeigt, welche Themen im Verlauf des Prozesses für die Befragten kommunikativ anschlussfähig wurden. Aus Sicht der Sekundäranalyse bedeutet dies, dass hier weniger „Einstellungen“ im quantitativen Sinn, sondern diskursive Positionierungsleistungen rekonstruiert werden, die im Kontext partizipativer Auseinandersetzung entstanden sind. Die eigene Rolle als sekundär auswertende Forscherin besteht darin, solche Verschiebungen als Indikatoren veränderter Deutungsangebote zu lesen, die im Verfahren selbst angelegt und von den Teilnehmenden aufgegriffen oder zurückgewiesen wurden (vgl. Bishop & Kuula-Luumi, 2017).

Im Lichte des Forschungsstands zu Partizipation zeigt sich, dass solche Verschiebungen von stabilen, alltagsweltlichen Orientierungen hin zu reflexiven Deutungen typisch sind für deliberative und experimentelle Beteiligungsformate (vgl. Felt & Fochler, 2010; Irwin & Wynne, 1996; Chilvers & Kearnes, 2016). Diese Formate eröffnen – wie die Literatur betont – weniger Informations- als vielmehr Reflexionsräume, in denen Teilnehmende ihre Alltagsvorstellungen von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft überprüfen und neu aushandeln.

Dass nach dem Verfahren häufiger von „Steering durch „Öffentlichkeit“, „Wissenschaft muss aktiv werden“ und „Öffentlichkeit muss aktiv werden“ die Rede ist, kann somit als Hinweis darauf gelesen werden, dass das Verfahren einen temporären Diskursraum für kollektive Reflexivität geschaffen hat. Zugleich bleibt die Persistenz von Kategorien wie „Skepsis/Angst der Öffentlichkeit“ oder „Desinteresse der Öffentlichkeit“ ein Indikator dafür, dass partizipative Formate bestehende Ambivalenzen und Vertrauensbrüche nicht auflösen, sondern vielmehr sichtbar und verhandelbar machen (vgl. Wynne, 1992; Felt, 2017).

Vor dem Hintergrund dieser Beobachtungen lässt sich folgende Hypothese formulieren: Im Verlauf des Partizipationsverfahrens verschiebt sich die Positionierungsarbeit der Teilnehmenden gegenüber Wissenschaft von primär distanzierenden, nutzen- und statusbezogenen Beschreibungen hin zu reflexiven, relationalen Deutungen, in denen Fragen von Verantwortung, Steuerung und Mitgestaltung stärker ins Zentrum rücken.

In der Logik einer Sekundärdatenanalyse ist diese Hypothese nicht als Nachweis kausaler Wirkung zu verstehen, sondern als rekonstruiertes Muster diskursiver Transformation, das sich in theoretischer Perspektive als Ausdruck von Prozessen der *Co-Production* (vgl. Jasanoff, 2004) und Rechtfertigungsdynamiken (vgl. Boltanski & Thévenot, 2007) interpretieren lässt. Zugleich steht sie im Einklang mit dem Stand der Forschung zu Partizipation, der Beteiligungsverfahren weniger als Instrumente der Meinungsbildung, denn als soziale Arenen der Aushandlung von Legitimität, Wissen und Verantwortung beschreibt (vgl. Felt & Wynne, 2007; Chilvers & Kearnes, 2016).

Die in der farbcodierten Übersicht erkennbaren Verschiebungen deuten darauf hin, dass sich im Verlauf des Partizipationsverfahrens die Art und Weise, wie die Befragten über Wissenschaft sprechen, verändert hat – von allgemeinen Zuschreibungen hin zu reflexiven Aushandlungen von Verantwortung und Legitimität. Diese Dynamik bestätigt die zuvor formulierte Hypothese, dass partizipative Formate nicht nur Orte des Informationsaustauschs, sondern auch soziale Laboratorien der Bedeutungsproduktion sind (vgl. Felt & Fochler, 2010; Jasanoff, 2004).

Vor diesem Hintergrund wird in der folgenden theoretisch geleiteten Tiefenanalyse untersucht, wie die Befragten entlang der drei zentralen Themenfelder – Aufgabe von Wissenschaft, Wissenschaft und Geld sowie Steering durch „Öffentlichkeit“ – ihre Positionierungen argumentativ und sprachlich herstellen. Diese Themenfelder repräsentieren unterschiedliche, teils widersprüchliche Rechtfertigungslogiken (vgl. Boltanski & Thévenot, 2007):

- Bei der Aufgabe von Wissenschaft dominieren normative und funktionale Bezüge auf gesellschaftlichen Fortschritt (industrielle/zivile Welt),
- Wissenschaft und Geld verweist auf ökonomische Legitimitätskriterien und Abhängigkeitsverhältnisse (Welt des Marktes),
- während Steering durch „Öffentlichkeit“ Aushandlungen über Verantwortung, Mitgestaltung und kollektive Ordnung sichtbar macht (Zivile Welt/*Co-Production*).

Damit dienen diese drei Themenfelder als analytische Linsen, um die in den Interviews erkennbaren Rechtfertigungsmuster zu rekonstruieren und ihre Einbettung in breitere gesellschaftliche Verständnisse von Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ herauszuarbeiten. Im Sinne der Perspektive der *Co-Production* (vgl. Jasanoff, 2004) wird dabei nicht nur

gefragt, was über Wissenschaft gesagt wird, sondern welche sozialen Ordnungen und Wertvorstellungen in diesen Aussagen mitproduziert werden.

Die folgende Tiefenanalyse zeichnet daher nach, wie die Befragten wissenschaftliche Praxis legitimieren oder kritisieren, wie sie ökonomische und gesellschaftliche Einflussfaktoren deuten, und wie sie ihre eigene Rolle im Verhältnis zu Wissenschaft reflektieren. Durch diese theoretisch fundierte Feinanalyse werden die zuvor beobachteten thematischen Verschiebungen in ihrer argumentativen und normativen Tiefe sichtbar gemacht und in Beziehung zum übergeordneten Erkenntnisinteresse dieser Arbeit gesetzt: der Rekonstruktion von Positionierungsarbeit von Bürger*innen gegenüber Wissenschaft im Kontext partizipativer Verfahren.

Im Rahmen der qualitativen Inhaltsanalyse konnten mehrere zentrale Themenfelder identifiziert werden, in denen Bürger*innen ihre Position gegenüber der Wissenschaft artikulieren. Tabelle 7 gibt einen Überblick über die analytisch verdichteten Themenfelder der Interviewanalyse. Diese Themenfelder strukturieren die folgende Darstellung der empirischen Ergebnisse.

Tabelle 7: Zentrale Themenfelder der Positionierungsarbeit gegenüber Wissenschaft (eigene Darstellung)

Themenfeld	Inhaltliche Bedeutung im Diskurs
Aufgabe von Wissenschaft	Bürger*innen diskutieren Erwartungen an Verantwortung, gesellschaftlichen Nutzen und normative Orientierung wissenschaftlicher Forschung.
Wissenschaft und Geld	Reflexion über Finanzierung, ökonomische Logiken und mögliche Interessenkonflikte innerhalb wissenschaftlicher Institutionen.
Steering durch „Öffentlichkeit“	Aushandlungsmöglichkeiten gesellschaftlicher Einflussnahme auf wissenschaftliche Entwicklungen und politische Entscheidungsprozesse.

4.2.1 Aufgabe von Wissenschaft

Die Kategorie „Aufgabe von Wissenschaft“ bildet den am häufigsten und zugleich am stabilsten adressierten Deutungsrahmen in den Interviews. Sie taucht in nahezu allen Gesprächen sowohl vor als auch nach dem Partizipationsverfahren auf und fungiert damit als eine Art kollektiver Grundreferenz für die Bewertung von Wissenschaft. Der

Gedanke, dass Wissenschaft der Gesellschaft dienen soll, erscheint dabei als unhinterfragte Selbstverständlichkeit – allerdings mit unterschiedlichen Nuancen und Wertbezügen.

„Na ja ich denke, dass vor allem in der angewandten Wissenschaft, dass es ja dann um die Anwendung geht und das würde, sollte es mich dann als Wissenschaftler sehr wohl interessieren, was passiert dann letztendlich mit meiner Arbeit oder mit meinen Erkenntnissen.“ (L4m, vor dem Verfahren, S. 14)

„Natürlich wird die Welt nicht untergehen, wenn die Forschungen eingestellt werden – aber die Forschung an sich im Prinzip weitergehen muss, ned. Weil ja durch die Forschung sehr viele Sachen, oder die meisten Sachen positiv sich entwickelt haben für die Menschheit.“ (L9m, nach dem Verfahren, S. 35)

Diese beiden Zitate veranschaulichen die Spannweite der Bezugnahmen: Während in der ersten Aussage ein lineares Fortschrittsnarrativ dominiert, das Wissenschaft als Motor gesellschaftlicher Entwicklung und Innovation konstruiert, verschiebt sich in der zweiten der Fokus auf Verantwortung und Gemeinwohlorientierung. Beide Logiken lassen sich als unterschiedliche Rechtfertigungsordnungen im Sinne von Boltanski und Thévenot (2007) verstehen: Einerseits verweist das Fortschrittsnarrativ auf die *industrielle Welt*, in der Effizienz, Funktionalität und Fortschritt als Legitimitätskriterien gelten. Andererseits signalisiert die Forderung nach gesellschaftlicher Verantwortung eine Orientierung an der *zivilen Welt*, in der das Kollektivwohl und Gerechtigkeitsvorstellungen den Maßstab bilden.

4.2.1.1 Von linearem Fortschritt zu relationaler Verantwortung

Vor dem Partizipationsverfahren überwiegen Formulierungen, die Wissenschaft als eigenständige, wissensproduzierende Instanz positionieren. In dieser Logik wird wissenschaftliche Arbeit primär durch ihre Ergebnisse legitimiert – durch Innovation, technischen Fortschritt oder Problemlösung. Wissenschaft erscheint als eine Art gesellschaftliche Infrastruktur, die Nutzen schafft, aber selbst außerhalb gesellschaftlicher Aushandlung steht.

Nach der Teilnahme am Partizipationsverfahren zeigt sich eine Verschiebung von der instrumentellen zur relationalen Legitimation. Die Befragten beginnen, den gesellschaftlichen Nutzen von Wissenschaft stärker in Bezug zu kommunikativen Praktiken, Zugänglichkeit und Transparenz zu denken. Aussagen wie jene von L9m deuten darauf hin, dass Wissenschaft nicht nur nützlich *sein soll*, sondern auch aktiv vermitteln muss, *wie* sie nützlich ist.

Damit verändert sich das Verständnis von Nutzen selbst: Aus einem eindimensionalen Fortschrittsideal wird ein relationaler Begriff, der soziale Anschlussfähigkeit und Rechenschaft einschließt. Diese Entwicklung kann im Sinne von Jasanoffs (2004) *Co-Production* als Ausdruck einer zunehmenden Integration sozialer und epistemischer Ordnungen gelesen werden – Wissenschaft wird nicht mehr nur als Produzentin von Wissen, sondern als Mitgestalterin gesellschaftlicher Sinn- und Wertsysteme verstanden.

4.2.1.2 Der Nutzen als „Ort der Aushandlung“

Auffällig ist, dass in den Interviews kaum grundsätzlich in Frage gestellt wird, *ob* Wissenschaft Nutzen stiften sollte. Thematisiert wird vielmehr, *für wen* sie nützlich ist und wer definiert, was als Nutzen gilt. Hier wird eine diskursive Spannung sichtbar, die sich im Material wiederholt: einerseits der Anspruch universeller Gültigkeit, andererseits das Bewusstsein, dass wissenschaftliche Agenden oft durch wirtschaftliche oder politische Interessen beeinflusst werden. L6m äußert die Sorge, dass wissenschaftliche Forschung teilweise wirtschaftlichen Interessen folgen könnte und nicht ausschließlich dem gesellschaftlichen Nutzen dient (L6m, vor dem Verfahren, S. 6). Solche Aussagen zeigen, dass der Begriff des Nutzens selbst zu einem Aushandlungsort wird, an dem konkurrierende Rechtfertigungsordnungen aufeinandertreffen. Während die industrielle Logik Effizienz und Fortschritt betont, problematisieren Teilnehmende zunehmend die ungleiche Verteilung von Vorteilen und Risiken – ein zentrales Thema in der STS-Forschung zu Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ (vgl. Felt, 2017; Irwin & Wynne, 1996).

Im Sinne Boltanski und Thévenots lässt sich sagen, dass hier kritische Bewegungen zwischen Welten sichtbar werden: Teilnehmende wechseln zwischen unterschiedlichen moralischen Grammatiken bzw. Rechtfertigungsordnungen, wenn sie den Nutzen der Wissenschaft bewerten – mal technisch-funktional, mal moralisch-bürgerlich. Diese Bewegungen machen ihre Positionierungsarbeit aus: Sie legitimieren und relativieren wissenschaftliche Autorität zugleich.

4.2.1.3 Bedeutung im Kontext der Partizipation

Vor dem Hintergrund des State of the Art zu Partizipationsprozessen (vgl. Felt & Fochler, 2010; Chilvers & Kearnes, 2016) lässt sich die Thematisierung des „Nutzens“ als Einstiegsebene für Beteiligung interpretieren. Der Diskurs über den Nutzen stellt eine kulturell verfügbare, niedrigschwellige Form der Bezugnahme auf Wissenschaft dar – eine Sprache, die es erlaubt, über Erwartungen und Werte zu sprechen, ohne technisches Wissen vorauszusetzen.

Dass sich diese Bezugnahmen im Verlauf des Verfahrens differenzieren, legt nahe, dass die Teilnehmenden den Nutzenbegriff zunehmend reflexiv verwenden: Er wird nicht länger selbstverständlich angenommen, sondern als Gegenstand kollektiver Verantwortung verstanden. Damit verschiebt sich die Perspektive von einer rein funktionalen Legitimation zu einer, in der Wissenschaft und Gesellschaft koproduktiv an der Definition dessen mitwirken, was als gesellschaftlich wertvoll gilt.

Diese Entwicklung deutet darauf hin, dass Partizipation nicht nur Meinungen sammelt, sondern Wertordnungen in Bewegung setzt – sie öffnet einen diskursiven Raum, in dem Begriffe wie „Nutzen“, „Verantwortung“ oder „Gemeinwohl“ neu verhandelt werden.

4.2.2 Wissenschaft und Geld

Das Themenfeld *„Wissenschaft und Geld“* bildet in den Interviews eine zweite, zentrale Bezugsebene für die Bewertung und Legitimation wissenschaftlicher Praxis. Es verweist auf das Spannungsfeld zwischen Autonomie und Abhängigkeit, das sich durch viele Aussagen zieht. Während manche Befragte ökonomische Ressourcen als notwendige Voraussetzung wissenschaftlicher Arbeit verstehen, sehen andere darin eine Gefährdung der Unabhängigkeit und Glaubwürdigkeit von Forschung.

„Ich mein, viele der Sachen werden ja auch von der Öffentlichen Hand, von uns allen ja auch bezahlt.“ (L12m, vor dem Verfahren, S. 20).

*„Ich meine, die Wissenschaft lebt ja insofern von der Gesellschaft, dass sie davon Geld bekommt und dann Resultate zurückgibt.“ (L1m, nach dem Verfahren, S. 25f.)
Ein Zitat von vorher*

„[...] dann habe ich das Gefühl, dass es eigentlich um das Geld geht, Geld verdienen geht von Pharmaindustrie oder wem auch immer [...]“ (L14w, nach dem Verfahren, S. 12)

Die Aussagen markieren die Spannweite der Argumentationen im Material: Einerseits wird wirtschaftliche Einflussnahme kritisch reflektiert, andererseits wird betont, dass wissenschaftliche Forschung gesellschaftlich finanziert ist und daher auch Erwartungen an Verantwortung und Rechenschaft hervorruft. In beiden Fällen wird Geld nicht bloß als technisches Mittel, sondern als moralisch aufgeladene Kategorie verstanden, die Fragen von Legitimität und Verantwortung aufwirft.

4.2.2.1 Ökonomische Logiken als Legitimationsrahmen

In der Sprache Boltanski und Thévenots (2007) werden hier vor allem Bezugnahmen auf die Markt-Welt sichtbar, in der Wert, Konkurrenz, Investition und Effizienz als zentrale Rechtfertigungslogiken gelten. Forschung wird in dieser Perspektive – häufig implizit – als Produktionssystem verstanden, in dem Wissen und Innovation als „Outputs“ erscheinen, die sich über ökonomische Kriterien bewerten lassen. Diese Logik tritt insbesondere in Aussagen hervor, die Wissenschaft an Nützlichkeit, Investition und gesellschaftlichen Nutzen koppeln.

So verweist ein Interviewpartner darauf, dass Forschung mit erheblichen Kosten verbunden sei: *„Weil das Schlagwort, Forschung ist ned billig“* (L9m, vor dem Verfahren, S. 17). Gleichzeitig wird Wissenschaft in einem investitionslogischen Verhältnis zur Gesellschaft gesehen (vgl. L1m).

Darüber hinaus wird Forschung auch als Teil eines ökonomischen Wettbewerbs verstanden. Ein Teilnehmer argumentiert etwa, dass bestimmte Forschungsfelder besonders stark bearbeitet würden, weil sie gesellschaftlich relevant und zugleich wirtschaftlich interessant seien: *„[...] wieso beschäftigen sich so viele Arbeitsgruppen weltweit mit Brustkrebs, Lungenkrebs oder Fettstoffwechsel ...? Wahrscheinlich weil es einfach auch einen Markt gibt, um Geld zu verdienen“* (L1m, nach dem Verfahren, S. 7).

Solche Formulierungen zeigen, dass die ökonomische Rahmung nicht nur als Bedrohung, sondern auch als Normalität erscheint. Geld wird als notwendige Ressource anerkannt, die Forschung erst ermöglicht – ein Verständnis, das mit der industriellen

Welt verwoben ist, in der Rationalität, Investition und technische Effizienz zentrale Rechtfertigungskategorien darstellen.

4.2.2.2 Spannung zwischen Autonomie und Kontrolle

Mit Blick auf die Interviews nach dem Partizipationsverfahren verschiebt sich die Diskussion: Während ökonomische Rahmenbedingungen weiterhin thematisiert werden, tritt stärker die Frage in den Vordergrund, wie wissenschaftliche Forschung gesellschaftlich legitimiert werden kann und welche Rolle die Öffentlichkeit dabei spielt.

Eine Interviewpartnerin betont in diesem Zusammenhang die Bedeutung von Transparenz und Einbindung der Öffentlichkeit. Ihrer Ansicht nach fördert ein besseres Verständnis wissenschaftlicher Arbeit auch die Bereitschaft, öffentliche Mittel für Forschung zu akzeptieren: *„Wenn ich weiß, was der für mich macht oder für uns macht, billige ich ihm gern zu, dass das Geld dafür aufgewendet wird.“* (L3w, vor dem Verfahren, S. 15). Gleichzeitig spricht sie sich dafür aus, Vertreter*innen der Öffentlichkeit grundsätzlich in relevante Diskussionen einzubeziehen: *„Ich würde eher dazu tendieren, die Öffentlichkeit oder den Vertreter aus der Öffentlichkeit in allen Belangen mitzudiskutieren lassen.“* (L3w, nach dem Verfahren, S. 27).

Die Aussagen verschieben den Fokus von einer reinen Kritik ökonomischer Einflussnahme hin zu Fragen der demokratischen Legitimation wissenschaftlicher Forschung. Geld erscheint hier nicht nur als Ressource, sondern zugleich als Anlass für gesellschaftliche Mitsprache und Transparenz. Die Finanzierung wissenschaftlicher Projekte wird damit in einen Zusammenhang mit öffentlicher Verantwortung und gesellschaftlicher Rechenschaftspflicht gestellt.

Der Diskurs über Finanzierung wird so zu einem Ort, an dem Fragen nach Gemeinwohl, Transparenz und Beteiligung verhandelt werden – also jenen Dimensionen, die Jasanoff (2004) im Konzept der *Co-Production* als wechselseitige Hervorbringung von Wissen und sozialer Ordnung beschreibt.

Im Licht der Rechtfertigungstheorie lässt sich diese Argumentation als Bewegung zwischen unterschiedlichen Rechtfertigungsordnungen interpretieren: Während die Markt-Welt Effizienz und Wettbewerb betont, rückt hier stärker die zivile Welt in den Vordergrund, in der Gemeinwohl, Gleichheit und kollektive Interessen zentrale normative Bezugspunkte darstellen. Ökonomische Logiken werden damit nicht grundsätzlich

zurückgewiesen, sondern in einen moralischen Rahmen gesellschaftlicher Verantwortung eingebettet.

4.2.2.3 Vertrauen, Misstrauen und institutionelle Reflexivität

Interessant ist auch, dass die Thematisierung von Geld eng mit Vorstellungen von Vertrauen und Misstrauen gegenüber wissenschaftlichen Institutionen verknüpft ist. Vor dem Verfahren dominieren skeptische Deutungen, in denen finanzielle Interessen als potenzielle Quelle von Verzerrung oder Einflussnahme erscheinen. So äußert eine Teilnehmerin Zweifel daran, ob wissenschaftliche Entwicklungen tatsächlich ausschließlich dem gesellschaftlichen Fortschritt dienen, oder ob wirtschaftliche Interessen eine Rolle spielen könnten (vgl. L14w, nach dem Verfahren, S. 12).

Nach dem Verfahren zeigt sich hingegen häufiger eine reflexive Ambivalenz: Die Befragten erkennen die Komplexität von Finanzierungsstrukturen an und betonen zugleich die Notwendigkeit institutioneller Verantwortung. Das entspricht dem, was Felt und Fochler (2010) als „reflexive Öffentlichkeit“ bezeichnen – eine Haltung, die Unsicherheit nicht beseitigt, sondern produktiv macht, indem sie über die gesellschaftliche Einbettung von Wissenschaft nachdenken lässt. In diesem Sinne kann die stärkere Differenzierung im Nachher-Material als Ausdruck wachsender institutioneller Reflexivität verstanden werden: Wissenschaft wird nicht mehr als rein autonom oder fremdgesteuert gedacht, sondern als Teil eines Geflechts aus Erwartungen, Ressourcen und Verantwortlichkeiten.

4.2.2.4 Geld als Koordinationsmedium zwischen Welten

Im Sinne Jasanoffs (2004) *Co-Production* lässt sich Geld hier als Koordinationsmedium zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Ordnungen interpretieren. Es verknüpft epistemische Praktiken mit normativen Vorstellungen von Gerechtigkeit, Effizienz und Verantwortlichkeit. Der Diskurs über Geld macht damit sichtbar, wie die Teilnehmenden soziale und moralische Erwartungen in die Bewertung wissenschaftlicher Legitimität einfließen lassen.

Damit zeigt sich erneut: Partizipative Verfahren erzeugen keine „entökonomisierten“ Wissenschaftsbilder, sondern öffnen Räume, in denen ökonomische Logiken und moralische Ansprüche aufeinandertreffen und neu verhandelt werden. Wissenschaft

erscheint darin als sowohl abhängig als auch verpflichtet – als Akteurin, die sich in ökonomischen Strukturen bewegt, aber dennoch dem Gemeinwohl dienen soll.

4.2.2.5 Bedeutung im Kontext von Partizipation

Im Lichte des State of the Art zu Partizipation (vgl. Irwin & Wynne, 1996; Felt, 2017; Chilvers & Kearnes, 2016) lässt sich diese Entwicklung als typisches Muster interpretieren: Wenn Bürger*innen mit den institutionellen Rahmenbedingungen von Forschung konfrontiert werden, verlagert sich die Diskussion häufig von abstraktem Misstrauen zu normativer Verantwortungsreflexion. Der Diskurs über Geld fungiert damit als Schnittstelle zwischen Legitimität und Steuerung – er macht sichtbar, wie wissenschaftliche Glaubwürdigkeit und öffentliche Teilhabe ineinandergreifen.

Insgesamt deutet die Analyse darauf hin, dass das Thema „Geld“ im Partizipationskontext weit über finanzielle Fragen hinausweist: Es wird zum Medium gesellschaftlicher *Co-Production*, über das Aushandlungen über Werte, Macht und Verantwortung geführt werden.

4.2.3 Steering durch „Öffentlichkeit“

Die Kategorie „Steering durch „Öffentlichkeit“ verweist auf die Frage, ob und in welchem Ausmaß gesellschaftliche Akteur*innen Einfluss auf die Ausrichtung wissenschaftlicher Forschung nehmen sollten. Im Material zeigt sich, dass diese Frage sowohl vor als auch nach dem Partizipationsverfahren thematisiert wird, jedoch mit unterschiedlicher Konkretisierung.

In den Interviews vor dem Verfahren erscheint der Gedanke öffentlicher Beteiligung zunächst eher allgemein. So formuliert ein Teilnehmer die Vorstellung, dass wissenschaftliche Entwicklungen grundsätzlich alle Menschen betreffen und daher auch prinzipiell von allen mitgetragen werden sollten: *„Nachdem letztendlich es den ganzen Menschen betrifft, müssten wahrscheinlich auch alle mitreden.“* (L4m, vor dem Verfahren, S. 12)

Nach dem Partizipationsverfahren wird diese Idee stärker differenziert. Eine Interviewpartnerin spricht sich dafür aus, Vertreter*innen der Öffentlichkeit grundsätzlich in relevante Diskussionen einzubeziehen und ihnen Mitsprache bei gesellschaftlich relevanten Fragen einzuräumen: *„Ich würde eher dazu tendieren, die Öffentlichkeit oder*

den Vertreter aus der Öffentlichkeit in allen Belangen mitzudiskutieren lassen. (...) Also, wenn es zentrale Themen sind.“ (L3w, nach dem Verfahren, S. 27)

Die Aussagen verdeutlichen ein grundlegendes Spannungsfeld: Einerseits besteht der Wunsch nach einer stärkeren Einbindung gesellschaftlicher Perspektiven in wissenschaftliche Entscheidungsprozesse, andererseits wird implizit anerkannt, dass nicht alle Aspekte wissenschaftlicher Arbeit gleichermaßen Gegenstand öffentlicher Mitsprache sein können. Der Diskurs über „Steering“ bewegt sich damit in einem Zwischenraum von Mitbestimmung und funktionaler Differenzierung.

Im Sinne der STS-Perspektive lässt sich diese Argumentation als Ausdruck einer reflexiven Aushandlung der Beziehung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit verstehen. Wissenschaft erscheint dabei weder als vollständig autonome Sphäre noch als vollständig gesellschaftlich steuerbares Feld, sondern als Bereich, dessen Legitimität in fortlaufenden Aushandlungsprozessen zwischen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Akteur*innen hergestellt wird.

4.2.3.1 Von Distanz zu geteiltem Verantwortungsbewusstsein

Im Vergleich zum Vorher-Material zeigt sich ein deutlicher Perspektivenwechsel. Zu Beginn sprechen viele Befragte über Wissenschaft als „fernes System“, das eigene Regeln habe und sich der Kontrolle entziehe. Nach der Teilnahme am Verfahren tritt zunehmend eine Sprache der wechselseitigen Verantwortung auf: Wissenschaft wird nicht länger als isolierte Instanz betrachtet, sondern als Teil gesellschaftlicher Aushandlung, die Rechenschaft schuldet und zugleich auf Kooperation angewiesen ist.

Damit verschiebt sich die Beziehungsstruktur zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“: Aus einem Top-down-Verständnis, in dem Wissenschaft erklärt und „Öffentlichkeit“ zuhört, wird ein Modell reziproker Steuerung, in dem beide Seiten Einfluss ausüben und aufeinander reagieren. Dieses Verständnis spiegelt, was Felt und Fochler (2010) als „reflexive Öffentlichkeit“ beschreiben – eine Form gesellschaftlicher Kommunikation, in der sich wissenschaftliche und soziale Rationalitäten gegenseitig befragen und neu ausrichten.

4.2.3.2 Rechtfertigungsordnungen zwischen ziviler und industrieller Welt

In der Sprache Boltanski und Thévenots (2007) lässt sich diese Kategorie als Hybridisierung zwischen verschiedenen Welten deuten: Die Forderung nach öffentlicher Mitgestaltung verweist auf die zivile Welt, in der Gleichheit, Verantwortung und das Gemeinwohl im Vordergrund stehen. Gleichzeitig bleibt der Diskurs von der industriellen Welt durchdrungen, die Effizienz, Expertise und sachliche Rationalität betont.

Diese beiden Welten geraten in Spannung, wenn Befragte einerseits Kompetenz und Objektivität der Wissenschaft als notwendig hervorheben, andererseits Partizipation als demokratisches Korrektiv fordern. So argumentiert ein Teilnehmer, dass wissenschaftliche Entwicklungen letztlich alle Menschen betreffen und daher auch Mitsprache gerechtfertigt sei: *„Nachdem letztendlich es den ganzen Menschen betrifft, müssten wahrscheinlich auch alle mitreden.“* (L4m, vor dem Verfahren, S. 12).

Solche Aussagen verdeutlichen, wie Teilnehmende zwischen unterschiedlichen Rechtfertigungslogiken navigieren. Der Diskurs über Steering bewegt sich damit in einem Spannungsfeld zwischen demokratischer Teilhabe und funktionaler Differenzierung wissenschaftlicher Expertise – eine Form moralischer Balancearbeit, die typisch ist für moderne, pluralisierte Gesellschaften (vgl. Boltanski & Thévenot, 2007).

4.2.3.3 *Co-Production* und die soziale Einbettung wissenschaftlicher Legitimität

Aus der Perspektive von Jasanoffs (2004) *Co-Production*-Rahmen lassen sich diese Beobachtungen als Ausdruck wachsender Einsicht interpretieren, dass epistemische und normative Ordnungen gemeinsam entstehen. Die Teilnehmenden formulieren nicht nur Erwartungen an wissenschaftliche Inhalte, sondern auch an ihre institutionelle Form – Transparenz, Einbindung, Rückkopplung. Wissenschaftliche Legitimität wird damit nicht allein durch Expertise, sondern durch Prozesse der gesellschaftlichen Resonanz hergestellt.

Die Interviews nach dem Verfahren legen nahe, dass die Beteiligten beginnen, diese wechselseitige Abhängigkeit zu erkennen. „Steering“ wird nicht mehr als Einmischung verstanden, sondern als gemeinsames Gestalten der Rahmenbedingungen wissenschaftlicher Praxis. In dieser Lesart wird „Öffentlichkeit“ zur Mitproduzentin epistemischer Ordnung – eine zentrale Annahme des Idiom der *Co-Production* (vgl. Jasanoff, 2004; Felt, 2017).

4.2.3.4 Partizipation als Ort institutioneller Reflexivität

Im Kontext des Forschungsstands zu Partizipation (vgl. Irwin & Wynne, 1996; Felt & Fochler, 2010; Chilvers & Kearnes, 2016) kann die verstärkte Thematisierung von Steering als Hinweis auf die Reflexivitätsfunktion partizipativer Verfahren gelesen werden. Beteiligung erzeugt nicht nur neue Argumente, sondern eröffnet Räume, in denen institutionelle Grenzen, Zuständigkeiten und Machtverhältnisse sichtbar werden.

Dass Befragte über *wer lenkt wen* und *wie viel Einfluss ist legitim* sprechen, zeigt, dass Partizipation als Erfahrung epistemischer Grenzarbeit wirkt – sie macht das Verhältnis von wissenschaftlicher Autonomie und gesellschaftlicher Kontrolle explizit. Solche Reflexionsprozesse gelten in der STS-Literatur als zentrales Merkmal „guter“ Beteiligung (vgl. Felt, 2017), weil sie ermöglichen, Vertrauen nicht durch Konsens, sondern durch gegenseitige Verantwortlichkeitszuschreibung zu stabilisieren.

4.2.3.5 Zusammenfassende Deutung

Insgesamt deutet das Themenfeld „Steering durch Öffentlichkeit“ auf eine Vertiefung der Positionierungsarbeit hin: Während zu Beginn primär Fragen der Nützlichkeit und Finanzierung im Vordergrund stehen, wird nach dem Verfahren stärker über Normen, Macht und Legitimität gesprochen. Die Teilnehmenden erkennen, dass Steuerung keine Einbahnstraße ist, sondern in einem gegenseitigen Aushandlungsprozess entsteht.

Damit spiegelt die Kategorie die übergeordnete Bewegung, die in allen drei Themenfeldern sichtbar wurde: von funktionalen und ökonomischen Legitimationen hin zu reflexiven, koproduktiven Deutungen. Wissenschaft erscheint nicht mehr als autonome Instanz, sondern als Teil gesellschaftlicher Koordination, deren Stabilität gerade aus dem offenen Umgang mit Dissens und Verantwortung erwächst.

4.2.4 Weitere Themenfelder

Neben den drei vertieft analysierten Themenfeldern traten im Material weitere Bezugnahmen auf Wissenschaft hervor, die vor allem kommunikative, emotionale und relationale Aspekte des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ betreffen. Diese Aussagen betreffen weniger explizite normative Aushandlungen über Wissenschaftspolitik, sondern vielmehr alltägliche Erfahrungen und Wahrnehmungen wissenschaftlicher Kommunikation.

„Natürlich ist das dann schwieriger eine gemeinsame Sprache zu finden, weil ich glaube, der normale Mensch, der traut sich dann oft gar nicht, dass man sagt, nein, jetzt muss ich mit diesen Hochheiten da diskutieren ... man weiß nicht die richtigen Worte, man traut sich dann nicht fragen.“ (L2w, vor dem Verfahren, S. 7)

Solche Aussagen verweisen auf eine affektive Dimension der Wissenschaftsöffentlichkeit, in der Nähe, Vertrauen und Verstehen zentrale Rollen spielen. Wissenschaft wird hier nicht primär über ihre gesellschaftliche Nützlichkeit oder ökonomische Einbettung bewertet, sondern über ihre kommunikative Anschlussfähigkeit. Sprache und Zugänglichkeit erscheinen als Gradmesser dafür, ob Wissenschaft als offen, elitär oder dialogfähig erlebt wird.

Diese Themen lassen sich mit dem Konzept der „sozialen und affektiven Infrastrukturen“ von Öffentlichkeit in Verbindung bringen (vgl. Felt & Fochler, 2010). Vertrauen entsteht demnach nicht allein durch inhaltliche Verständigung, sondern auch durch Formen der Interaktion, Atmosphäre und Beziehungsgestaltung. Zugleich zeigen die Aussagen, dass Defizitwahrnehmungen – etwa das Gefühl, sprachlich oder kommunikativ ausgeschlossen zu sein – fortbestehen können, selbst wenn Partizipationsformate temporär Austausch ermöglichen.

Im Unterschied zu den drei zentralen Themenfeldern zielen diese Bezugnahmen weniger auf normative Aushandlungen, sondern auf Erfahrungen des Wahrgenommen-Werdens oder Nicht-Wahrgenommen-Werdens. Sie sind daher analytisch von sekundärer Relevanz, bilden aber einen wichtigen Resonanzraum, in dem sich gesellschaftliche Bedeutungen von Wissenschaft konkretisieren.

Im Kontext der vorliegenden Sekundärdatenanalyse ergänzen diese Themen das Gesamtbild, indem sie verdeutlichen, dass Positionierungen gegenüber Wissenschaft nicht nur kognitiv oder argumentativ, sondern auch emotional und relational geprägt sind. Verständlichkeit, Nahbarkeit und sprachliche Offenheit erscheinen damit als zentrale Voraussetzungen für Vertrauen – und somit als indirekte, aber wesentliche Bedingungen der *Co-Production* zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ (vgl. Jasanoff, 2004; Felt, 2017).

Die hier skizzierten ergänzenden Themenfelder verdeutlichen, dass Positionierungen gegenüber Wissenschaft nicht ausschließlich entlang normativer oder struktureller Argumentationen erfolgen, sondern auch auf kommunikativen und erfahrungsbezogenen Dimensionen beruhen. Sie bilden den affektiven und relationalen Hintergrund, vor dem sich die in den drei Hauptkategorien rekonstruierten Aushandlungen entfalten.

Im Zusammenspiel mit den vertieft analysierten Themenfeldern „Aufgabe von Wissenschaft“, „Wissenschaft und Geld“ und „Steering durch Öffentlichkeit“ entsteht so ein vielschichtiges Bild öffentlicher Bezugnahmen: eines, das sowohl gesellschaftliche Rechtfertigungslogiken als auch alltägliche Wahrnehmungen und Gefühle von Nähe, Distanz und Vertrauen umfasst.

Die folgende Synthese fasst diese Befunde zusammen und zeigt, wie sich über die Gesamtheit der Interviews hinweg Muster von Verschiebung und Stabilität erkennen lassen, die zentrale Einsichten in die Positionierungsarbeit von Bürger*innen gegenüber Wissenschaft ermöglichen.

4.2.5 Synthese: Verschiebungen in der Positionierungsarbeit gegenüber Wissenschaft

Die fallübergreifende Analyse der drei zentralen Themenfelder – *Aufgabe von Wissenschaft, Wissenschaft und Geld* und *Steering durch „Öffentlichkeit“* – zeigt, dass die Positionierungen der Befragten gegenüber Wissenschaft von einer bemerkenswerten Mehrdimensionalität und Dynamik geprägt sind. Im Verlauf des Partizipationsverfahrens verschieben sich ihre Deutungsrahmen von funktionalen und institutionellen Zuschreibungen hin zu reflexiven und relationalen Verständnissen von Wissenschaft.

4.2.5.1 Von Legitimation zu Aushandlung

Während in den Vorher-Interviews häufig Legitimationsfragen im Vordergrund standen (Wozu braucht es Wissenschaft?; Wer bezahlt das?), lassen sich in den Nachher-Interviews zunehmend Aushandlungslogiken erkennen: Die Teilnehmenden diskutieren nicht mehr nur über die Leistungen der Wissenschaft, sondern über die Bedingungen ihrer Legitimität. Damit rückt das Verhältnis von Wissen, Macht und Verantwortung in den Fokus.

Diese Bewegung kann im Sinne von Jasanoffs (2004) *Co-Production-Ansatz* als ein Prozess verstanden werden, in dem Teilnehmende ihre Vorstellungen von Wissenschaft und Gesellschaft wechselseitig mitgestalten. Das Partizipationsverfahren fungiert dabei als Reflexionsraum, in dem normative und epistemische Ordnungen gemeinsam verhandelt werden. Wissenschaft wird nicht mehr als externe Autorität, sondern als Teil gesellschaftlicher Koordination gesehen, die Legitimität durch transparente und dialogische Formen der Rechenschaft gewinnt.

4.2.5.2 Übersetzungsprozesse zwischen Welten

Mit Blick auf Boltanski und Thévenots (2007) Theorie der Rechtfertigungsordnungen wird deutlich, dass die Befragten in ihren Aussagen zwischen verschiedenen „Welten“ argumentieren und damit moralische Übersetzungsarbeit leisten:

- In der Kategorie *Aufgabe von Wissenschaft* dominieren Bezüge auf die industrielle Welt (Fortschritt, Effizienz) und zunehmend auf die zivile Welt (Gemeinwohl, Verantwortung).
- In *Wissenschaft und Geld* treten die Markt-Logik (Ressourcen, Wettbewerb) und ihre Spannungen mit moralischen Gerechtigkeitsansprüchen hervor.
- In *Steering durch „Öffentlichkeit“* wird sichtbar, wie sich zivile und industrielle Welt überlagern – in der Suche nach Balance zwischen fachlicher Autonomie und demokratischer Mitbestimmung.

Diese Bewegungen zwischen Welten illustrieren, dass Positionierungsarbeit nicht auf der Ebene stabiler Einstellungen, sondern als dynamische moralische Navigation verstanden werden muss. Teilnehmende kombinieren unterschiedliche Rechtfertigungslogiken, um komplexe Spannungsfelder – etwa zwischen Effizienz und Verantwortung, Autonomie und Kontrolle – situativ zu verhandeln.

4.2.5.3 Partizipation als Auslöser reflexiver Verschiebung

Im Lichte des State of the Art zu Partizipation (vgl. Felt & Fochler, 2010; Chilvers & Kearnes, 2016; Wynne, 1992) stützt die Analyse die Annahme, dass Beteiligungsverfahren weniger als Instrumente zur Wissensvermittlung, sondern als Orte sozialer Reflexivität zu verstehen sind. Durch die Teilnahme scheinen die Befragten nicht

primär „mehr“ über Wissenschaft zu wissen, sondern anders über sie zu sprechen – relationaler, kontextbezogener und normativ aufgeladener.

Diese qualitative Transformation der Bezugnahmen – sichtbar in der Zunahme rosa und grauer Felder in der tabellarischen Übersicht – verweist auf eine Zunahme an Reflexivität im öffentlichen Denken über Wissenschaft. Bürger*innen erkennen sich selbst zunehmend als Teil eines Prozesses der *Co-Production* wieder, in dem Wissen nicht nur produziert, sondern auch gesellschaftlich legitimiert und moralisch verankert wird.

4.2.5.4 Schlussfolgerung: Positionierungsarbeit als Ausdruck sozialer *Co-Production*

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Positionierungsarbeit gegenüber Wissenschaft – wie sie im untersuchten Material sichtbar wird – nicht als bloßes Spiegelbild individueller Meinungen zu verstehen ist, sondern als soziale Praxis der *Co-Production*.

Die Teilnehmenden reproduzieren und verhandeln in ihren Aussagen die kulturellen Wertordnungen, an denen sich gesellschaftliche Vorstellungen von Wissenschaft orientieren. Dabei werden tradierte Deutungsmuster (z. B. Fortschritt, Objektivität, Neutralität) nicht einfach übernommen, sondern im Dialog mit Erfahrungen, Verantwortungszuschreibungen und moralischen Überzeugungen neu zusammengesetzt.

Im Sinne der STS-Tradition (vgl. Felt, 2017; Irwin & Wynne, 1996) wird so deutlich, dass Vertrauen und Legitimität in der Beziehung zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ nicht aus Konsens entstehen, sondern aus wechselseitiger Anerkennung von Differenz und Verantwortung. Das untersuchte Partizipationsverfahren kann damit als Beispiel für eine Praxis gelten, in der gesellschaftliche und epistemische Ordnungen gemeinsam hervorgebracht werden – ein Prozess, der zentrale Dynamiken von Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ im Modus der *Co-Production* sichtbar macht.

Die Kategorienbildung und analytische Verdichtung haben gezeigt, dass Bürger*innen Wissenschaft entlang unterschiedlicher Bezugsebenen deuten – als nützliche gesellschaftliche Praxis, als ökonomisch eingebettetes System und als gemeinschaftlich zu steuernde Institution. Diese drei Dimensionen machen deutlich, dass Positionierungen gegenüber Wissenschaft nicht als stabile Einstellungen, sondern als

diskursive und relationale Aushandlungen zu verstehen sind, in denen Akteur*innen soziale Bedeutungen, Verantwortlichkeiten und moralische Ansprüche situativ herstellen.

4.2.6 Unterschiede nach Geschlecht und Alter

Eine ergänzende Betrachtung der Themenverteilung nach Geschlecht und Alter zeigt, dass sich die diskursiven Schwerpunkte zwischen den Befragten in einzelnen Aspekten unterscheiden. Diese Beobachtungen sind aufgrund der geringen Fallzahl nicht als generalisierbare Unterschiede zu verstehen, sondern als qualitative Variationen in der Art, wie Bürger*innen sich im Verhältnis zur Wissenschaft positionieren.

Im Hinblick auf das Geschlecht fällt auf, dass weibliche Interviewte tendenziell häufiger Themen der öffentlichen Reflexion und wechselseitigen Verantwortung ansprechen (z. B. L2w, L8w, L10w, L14w), während männliche Teilnehmende stärker instrumentell-nutzenorientierte Argumentationen betonen (z. B. L4m, L6m, L9m, L12m). In den Interviews von Frauen finden sich häufiger narrative Passagen, in denen Wissenschaft in Beziehungsbegriffen beschrieben wird – etwa im Sinne eines Dialogs oder einer geteilten Verantwortung zwischen Forschenden und Gesellschaft. Männer verorten Wissenschaft dagegen häufiger in einem Funktionsrahmen, der Effizienz, Fortschritt oder technologische Entwicklung hervorhebt.

Diese Unterschiede lassen sich im Lichte der Positionierungstheorie nach Davies und Harré (1990) als Ausdruck verschiedener diskursiver Selbst- und Fremdpositionierungen lesen: Während weibliche Befragte Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ eher als wechselseitig aufeinander bezogen darstellen (relational-kooperative Positionierungen), formulieren männliche Befragte häufiger funktionale und distanzierte Positionierungen, in denen Wissenschaft als eigenständige, rational handelnde Instanz erscheint.

Auch auf der Ebene der Rechtfertigungslogiken (vgl. Boltanski & Thévenot, 2007) zeigen sich Tendenzen: Bei den weiblichen Befragten treten häufiger Bezüge zur *zivilen Welt* (Gemeinwohl, Verantwortung) und teilweise zur *Welt der Inspiration* (Gestaltung, Vision) auf, während männliche Befragte häufiger auf die *industrielle Welt* (Leistung, Effizienz) und die *Markt-Welt* (Nützlichkeit, Wettbewerb) zurückgreifen. Diese Muster deuten darauf hin, dass im vorliegenden Datenmaterial Frauen tendenziell normative und gesellschaftsorientierte Begründungen, Männer eher zweck- und nutzenorientierte Argumentationslogiken heranziehen.

Bezüglich des Alters fällt auf, dass jüngere Teilnehmende (18–30 Jahre) häufiger vor dem Partizipationsverfahren (*blau markiert*) auf Distanzierungs- oder Skepsis-Themen verweisen (z. B. Sprache oder Haltung der Wissenschaft), während ältere Befragte (> 60 Jahre) nach dem Verfahren (*rosa markiert*) stärker auf Steuerung und Mitverantwortung eingehen (z. B. „Steering durch Öffentlichkeit“, „Öffentlichkeit muss aktiv werden“). Die mittlere Altersgruppe (31–60 Jahre) zeigt insgesamt die größte thematische Breite und weist in mehreren Kategorien *graue Felder* auf, also Aussagen vor und nach dem Verfahren – ein Hinweis auf stabile, aber differenzierte Bezugnahmen.

Diese Unterschiede lassen sich als Ausdruck unterschiedlicher diskursiver Erfahrungsräume deuten: Jüngere Befragte verorten sich tendenziell stärker in einer *beobachtenden Außenposition*, während ältere Teilnehmende eher *reflexive Mitverantwortung* artikulieren. Aus Sicht der Rechtfertigungstheorie lässt sich dies als Verschiebung von industrieller zu ziviler Welt lesen – also von Effizienz- und Leistungsargumenten hin zu gemeinschafts- und verantwortungsbezogenen Rechtfertigungen.

Insgesamt verdeutlichen diese Befunde, dass soziale Kategorien wie Geschlecht und Alter nicht als erklärende Variablen, sondern als Kontexte der Positionierungsarbeit verstanden werden können. Sie rahmen, welche Argumentationslogiken und moralischen Bezugspunkte im Diskurs verfügbar sind – und tragen so zur Vielfalt der Rechtfertigungen bei, über die Bürger*innen ihre Beziehung zur Wissenschaft herstellen. Um zu verstehen, wie Bürger*innen ihre Positionen gegenüber Wissenschaft diskursiv herstellen und legitimieren, wird im folgenden Kapitel eine theoriegeleitete Tiefenanalyse vorgenommen. Grundlage bilden zwei sich ergänzende theoretische Ansätze: die Positionierungstheorie nach Davies und Harré (1990) und die Theorie der Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot (2007).

Die Positionierungstheorie erlaubt, die empirisch beobachteten Bezugnahmen als sprachlich-interaktive Praktiken zu begreifen, in denen Sprecher*innen sich selbst und andere in bestimmten Rollen, Rechten und Verantwortlichkeiten verorten. Sie rückt damit die mikro-pragmatische Ebene der Bedeutungsproduktion in den Blick: wie Akteur*innen durch Sprache soziale Positionen einnehmen, aushandeln oder zurückweisen.

Die Rechtfertigungstheorie hingegen bietet einen makrosozialen Rahmen, um die dabei mobilisierten moralischen und gesellschaftlichen Wertordnungen zu identifizieren. Sie

ermöglicht zu rekonstruieren, welche Legitimitätslogiken – etwa der industriellen, markt- oder bürgerlichen Welt – in den Positionierungen aufgerufen werden und wie sie argumentativ miteinander verknüpft oder gegeneinander ausgespielt werden.

Durch die Verbindung beider theoretischer Perspektiven wird es möglich, die im empirischen Material sichtbar gewordenen Deutungsmuster nicht nur zu beschreiben, sondern zu analysieren, wie sie in konkreten sprachlichen Praktiken hergestellt werden und welche gesellschaftlichen Rechtfertigungsordnungen ihnen zugrunde liegen. Auf diese Weise bildet die folgende theoriegeleitete Tiefenanalyse die Brücke zwischen den empirischen Befunden und dem übergeordneten Erkenntnisinteresse dieser Arbeit: der Rekonstruktion der Positionierungsarbeit von Bürger*innen gegenüber Wissenschaft als sozial-diskursivem Prozess öffentlicher Sinn- und Werteproduktion.

4.3 Theoriegeleitete Tiefenanalyse

Die im vorangegangenen Kapitel entwickelte Kategoriensystematik bildet die Grundlage für die nun folgende theoriegeleitete Tiefenanalyse. Ziel dieses Analyseschrittes ist es, die zuvor induktiv herausgearbeiteten Themenfelder mit den theoretischen Konzepten der Positionierungstheorie nach *Davies und Harré* (1990) und der Theorie der Rechtfertigungsordnungen nach *Boltanski und Thévenot* (2007) zu verknüpfen. Auf diese Weise soll sichtbar werden, wie Bürger*innen in ihren Erzählungen Selbst- und Fremdpositionierungen konstruieren und welche normativen Logiken sie dabei mobilisieren.

Die Vorgehensweise folgt dabei einer mehrstufigen interpretativen Analyse:

- (1) **Auswahl relevanter Segmente:** Für jedes der drei zentralen Themenfelder (*Aufgabe von Wissenschaft, Wissenschaft und Geld, Steering durch „Öffentlichkeit“*) wurden alle zugehörigen Interviewpassagen identifiziert. Dabei wurde jeweils das Material aus den Interviews vor und nach dem Partizipationsverfahren gegenübergestellt, um mögliche Verschiebungen in den Deutungen sichtbar zu machen.
- (2) **Analyse der Positionierungsarbeit** (nach Davies & Harré): In einem ersten Schritt wurden die Interviewpassagen danach untersucht, wie Sprecher*innen sich selbst und die Wissenschaft sprachlich positionieren – etwa als aktiv oder passiv, kritisch oder unterstützend, verantwortlich oder abhängig. Hierbei wurde die diskursive Logik der „storylines“ (vgl. Davies & Harré, 1990) genutzt, um

narrative Muster zu identifizieren, über die Akteur*innen Sinn, Identität und moralische Ordnung konstruieren.

- (3) **Analyse der Rechtfertigungslogiken** (nach Boltanski & Thévenot): Im zweiten Schritt wurde rekonstruiert, welche gesellschaftlichen Wertordnungen in diesen Positionierungen aufgerufen werden – z. B. die industrielle Welt (Effizienz, Fortschritt), die zivile Welt (Gemeinwohl, Verantwortung), die Markt-Welt (Wettbewerb, Nutzen) oder ergänzend Welten wie Inspiration oder Meinung.
- (4) **Integration der beiden Ebenen:** Anschließend wurden die mikro-interaktionistischen und die makro-normativen Perspektiven miteinander verschränkt. So konnte nachvollzogen werden, wie durch sprachliche Positionierungen bestimmte Wertordnungen hergestellt, bestätigt oder in Frage gestellt werden, und wie sich diese im Verlauf des Verfahrens verändern.

Die Umsetzung erfolgte in mehreren interpretativen Schleifen:

- Zunächst wurden alle relevanten Interviewsegmente feincodiert und in einem Analyseschema zusammengeführt, das Positionierungsakte und Rechtfertigungslogiken parallel erfasste.
- Anschließend wurden Fall- und Kategorienmemos erstellt, die Selbst- und Fremdpositionierungen im Vergleich ex-ante und ex-post verdichteten.
- In einem abschließenden Schritt erfolgte eine theoriegeleitete Zusammenführung, bei der Muster von Stabilität und Wandel identifiziert und im Hinblick auf normative Ordnungen interpretiert wurden.

Dieses Vorgehen entspricht einer selektiven Feinanalyse im Sinne von *Kuckartz (2018)*, bei der auf der Grundlage einer breiten induktiven Strukturierung jene Segmente detailliert untersucht werden, die für das theoretische Erkenntnisinteresse besonders aufschlussreich sind. Damit wird die empirische Dichte der Sekundärdatenanalyse (vgl. Heaton, 2008) mit einer theoriegeleiteten Tiefenschärfe verbunden, wie sie für interpretative und STS-orientierte Forschungszugänge charakteristisch ist (vgl. Felt & Fochler, 2010; Jasanoff, 2004).

Durch die Verbindung dieser beiden Analyseebenen wird sichtbar, wie Bürger*innen ihre Wahrnehmungen und Erwartungen an Wissenschaft nicht nur argumentativ begründen,

sondern auch moralisch und sozial verorten – und wie diese Verortungen über partizipative Prozesse hinweg reflexiver und komplexer werden.

Im Folgenden wird dieses analytische Vorgehen auf die drei zentralen Themenfelder angewendet, die in der empirischen Auswertung als besonders bedeutsam für die Positionierungsarbeit der Bürger*innen gegenüber Wissenschaft hervorgetreten sind. Ausgangspunkt bildet der Diskurs zur Aufgabe von Wissenschaft, in dem besonders deutlich wird, welche normativen Erwartungen und gesellschaftlichen Zuschreibungen Bürger*innen an die wissenschaftliche Praxis richten.

Anhand dieses Themenfeldes lässt sich exemplarisch nachvollziehen, wie durch sprachliche Selbst- und Fremdpositionierungen (vgl. Davies & Harré, 1990) sowie durch Bezüge auf moralische Rechtfertigungsordnungen (vgl. Boltanski & Thévenot, 2007) kollektive Vorstellungen von Wissenschaft als nützliche, verantwortliche oder ökonomisch abhängige Institution hergestellt werden.

Darüber hinaus erlaubt der Vergleich der Interviews vor und nach dem Partizipationsverfahren aufzuzeigen, inwiefern sich die diskursiven Bezüge und Wertlogiken im Verlauf partizipativer Auseinandersetzungen verändern. Damit bildet der folgende Abschnitt den Auftakt zur theoriegeleiteten Tiefenanalyse, in der exemplarisch rekonstruiert wird, wie Bürger*innen ihre Positionen im Verhältnis zur Wissenschaft argumentativ, moralisch und im Hinblick auf ihre Selbstverortung herstellen.

4.3.1 Die Positionierungsarbeit im Diskurs zur Aufgabe von Wissenschaft

Der erste Themenbereich richtet den Blick auf die Frage, welche gesellschaftlichen Aufgaben und Verantwortlichkeiten Bürger*innen der Wissenschaft zuschreiben. Im Zentrum steht dabei, wie sie Wissenschaft als Teil des kollektiven Fortschritts, als Instrument der Aufklärung oder als Quelle von Erkenntnis und Orientierung deuten.

Diese Zuschreibungen lassen sich im Sinne von Michaels Konzept von *Science-in-General* (1992) und *Public-in-Particular* (2009) verstehen: Die Interviewten sprechen über Wissenschaft als abstrakte gesellschaftliche Instanz (*Science-in-General*), während sie sich selbst meist nur implizit als Teil einer allgemeinen „Öffentlichkeit“ (*Public-in-General*) positionieren – seltener als spezifisch Beteiligte (*Public-in-Particular*).

Die Analyse stützt sich auf die zuvor herausgearbeiteten Kategorien zum gesellschaftlichen Nutzen und wird im Lichte der Theorie der Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot (2007) interpretiert. Dieses theoretische Instrumentarium ermöglicht, die in den Interviews sichtbaren Argumentationsweisen als Ausdruck unterschiedlicher Wertlogiken zu verstehen: Manche Befragte begründen den Stellenwert von Wissenschaft über ihren Beitrag zum Gemeinwohl oder zur gesellschaftlichen Entwicklung, andere betonen individuelle Bildung, Sinnsuche oder Innovation.

Untersucht wird, wie die Interviewten vor und nach dem Partizipationsverfahren ihre Vorstellungen von der Rolle der Wissenschaft formulieren, welche normativen Bezugspunkte sie dabei aufrufen und inwiefern sich Verschiebungen in den Rechtfertigungsmustern zeigen. Dadurch wird sichtbar, welche Deutungen von Wissenschaft als gesellschaftlich legitim gelten – und wie sie sich im Verlauf der Teilnahme verändern oder stabilisieren.

4.3.1.1 Vor dem Partizipationsverfahren

Aus Sicht der Bürger*innen besteht die zentrale Aufgabe von Wissenschaft darin, gesellschaftlichen Nutzen zu stiften. Sie wird als Voraussetzung für Fortschritt und Entwicklung beschrieben – sowohl rückblickend als auch zukunftsgerichtet. Eine Interviewte bringt das prägnant auf den Punkt:

„Ja, aus Neugier und eben – ohne Wissenschaft gibt's keine Entwicklung. Und wenn die Menschen, das Individuum, auch nicht mitmacht, wenigstens passiv, wie ich zum Beispiel, nicht, gibt's eigentlich keine Entwicklung.“ (L14w, vor dem Verfahren, S. 15)

Damit formuliert sie ein Verständnis von Wissenschaft als notwendige Bedingung menschlicher Entwicklung, das zugleich Aktivität und Mitverantwortung einschließt.

Mehrere Befragte konkretisieren diese Sicht, indem sie wissenschaftlichen Fortschritt über alltägliche Errungenschaften fassbar machen. Ein Interviewter beschreibt anschaulich:

„Letztendlich alles auf dem Weg zu heute war, war irgendwelche wissenschaftlichen Erkenntnisse, wie man Dinge besser machen kann. Und wir können halt wo hin fliegen, mit dem Auto wo hin fahren, mit dem Handy jeden anrufen. Das sind tolle Sachen und ohne Forschung würde es die alle nicht geben.“ (L13m, vor dem Verfahren, S. 15).

Wissenschaft erscheint hier als treibende Kraft, die technische Innovation und alltäglichen Komfort überhaupt erst ermöglicht. Sie ist nicht bloß abstrakte Erkenntnisproduktion, sondern eine Praxis, die spürbar in das Leben der Menschen hineinwirkt.

Diese Vorstellung wird auch mit einem breiten gesellschaftlichen Verantwortungsverständnis verknüpft. So betont ein Interviewter, die Wissenschaft müsse aktiv zur Bewältigung globaler Probleme beitragen:

„Und die Wissenschaft muss forschen und wenn's so weitergeht mit der Bevölkerungsexplosion, darf man nicht vergessen, dass sich die Wissenschaftler dann auch was einfallen muss, wie man diese Menschen dann ernähren wird.“ (L9m, vor dem Verfahren, S. 20).

Wissenschaft wird hier als gestaltende Instanz entworfen, die nicht nur Wissen hervorbringt, sondern Verantwortung übernimmt – für das Überleben und Wohlergehen der Menschheit.

Auch auf gesellschaftlicher Ebene wird diese Gestaltungsaufgabe betont. Ein Befragter beschreibt Wissenschaft als „unheimlich gestalterische Kraft in der Gesellschaft“ und erläutert:

„Wenn man schaut, ich mein, in Mitteleuropa, wenn man durchgeht, wie eigentlich die Technik das Land gestaltet hat (.), ist schon oft beeindruckend. Die Technik auch durch Wissenschaft.“ (L12m, vor dem Verfahren, S. 21).

Solche Aussagen verdeutlichen, dass Wissenschaft nicht nur als technologische, sondern auch als kulturelle Kraft verstanden wird, die die Lebenswelt prägt und Fortschritt sichtbar macht.

Mit dieser Erwartung verbindet sich häufig die Forderung, Wissenschaft müsse die Gesellschaft aktiv vorantreiben. *„Das erwarte ich eigentlich von der Wissenschaft“*, erklärt eine Teilnehmerin, *„dass sie immer die Gesellschaft vorantreibt – Wissenschaftler oder Ernährungswissenschaftler oder was ich weiß“* (L14w, vor dem Verfahren, S. 17). Ohne diese Dynamik sei gesellschaftliche Entwicklung nicht denkbar: *„Fortschritt geht ohne Wissenschaft ned. Na weil dann würd ma heut noch mit'm Franz Joseph seiner Kutsche fahren ned.“* (L9m, vor dem Verfahren, S. 20).

Zugleich schwingt in den Aussagen eine idealistische Dimension mit. Eine Befragte fordert, Wissenschaft solle „Visionen haben“, „vorausschauend sein“ und „Dinge aufgreifen“, bevor sie gesellschaftlich relevant werden (L2w, vor dem Verfahren, S. 12). Hier wird Wissenschaft als vorausschauende, moralisch verantwortete Zukunftsinstanz gedacht, und zwar als Ort, an dem mögliche Entwicklungen frühzeitig erkannt und gestaltet werden können.

Andere Stimmen formulieren diesen Anspruch pragmatischer. *„Aber ich denk, Wissenschaft ist wichtig und, aber natürlich, wichtig wenn's einen Effekt hat, ich seh das mehr als so pragmatisch.“* (L1m, vor dem Verfahren, S. 23). Der Wert von Wissenschaft liegt in diesem Verständnis nicht in ihrer bloßen Existenz, sondern in ihrer Wirksamkeit – in dem, was sie leistet und verändert.

Darüber hinaus wird Wissenschaft auch im Kontext nationaler Interessen thematisiert. Gerade für Österreich, so ein Interviewter, sei sie entscheidend, weil dem Land materielle Ressourcen fehlten:

„Die Wissenschaft ist, ist ja wichtig, gerade für ein Land, wie, wie Österreich, wo es, das wenig Bodenschätze verfügt. (.) Wissenschaft, natürlich, werden eben einmal, einmal Produkte entsteht, vielleicht, wie auch immer.“ (L12m, vor dem Verfahren, S. 23)

Damit wird Wissenschaft zur symbolischen und ökonomischen Ersatzressource erhoben – als intellektuelles Kapital eines rohstoffarmen Landes, das durch Forschung seine Zukunftsfähigkeit sichert.

Schließlich fassen mehrere Befragte diese Haltung in allgemeine Aussagen über die Rolle der Wissenschaft zusammen. *„Wissenschaft sollte ja das Ziel haben, der Gesellschaft Nutzen zu bringen“*, formuliert eine Interviewte (L3w, vor dem Verfahren, S. 15). Ein anderer ergänzt: *„Denn alle diese Bereiche – alle diese Wissenschaften, denn sie sind Wissenschaften, sind für eine Gesellschaft da. Und wenn alle in eine Richtung gehen, also alle diese Bereiche, dann hat man mehr Erfolg.“* (L14w, vor dem Verfahren, S. 10).

Insgesamt ergibt sich ein deutliches Muster: Wissenschaft wird als Fundament des Fortschritts und als moralisch verpflichtete Kraft verstanden, die den Status quo verbessert, Verantwortung übernimmt und Zukunft gestaltet. Sie dient der Gesellschaft, indem sie Erkenntnisse hervorbringt, Lösungen entwickelt und kollektive Entwicklung ermöglicht – als Dienstleisterin, Fortschrittsstreiberin und Trägerin einer besseren Zukunft.

4.3.1.1.1 Fremdpositionierung der Wissenschaft durch die Bürger*innen (Davies/Harré)

In den ex-ante Interviews wird Wissenschaft im Diskurs rund um ihre gesellschaftliche Aufgabe häufig als eigenständige Instanz gedacht, die der Gesellschaft dient. Sie erscheint dabei als Dienstleisterin, Fortschrittsstreiberin und Motor gesellschaftlicher Entwicklung. Die Bürger*innen formulieren klare Erwartungen: Wissenschaft soll praktisch wirksam werden, zum Gemeinwohl beitragen und Lösungen für gesellschaftliche Probleme liefern (vgl. L3w; L13m; L14w).

4.3.1.1.2 Selbstpositionierung der Bürger*innen (Davies/Harré)

Die Selbstpositionierungen bleiben meist implizit. Hier ist eher eine abstrakt gedachte Gesellschaft, der die Wissenschaft zu dienen hat, im Vordergrund, ein Teil davon: die sprechenden Bürger*innen. Wenn die eigene Rolle angesprochen wird, erscheint sie eher passiv und distanziert (*„Und wenn die Menschen, das Individuum auch nicht mitmacht, wenigstens passiv, wie ich z. B., nicht, gibt's eigentlich keine Entwicklung.“*,

L14w, vor dem Verfahren, S. 15). Die Interviewten positionieren sich in den Argumenten implizit als Personen mit Erwartungen an die Wissenschaft, als Nutzer*innen von deren Ergebnissen sowie als moralische Instanz, die gesellschaftlichen Fortschritt fordert und bewertet.

4.3.1.1.3 Im Diskurs aufgegriffene normative Ordnungen (Boltanski & Thévenot)

Die Argumentationen zur Aufgabe von Wissenschaft greifen überwiegend auf zwei Rechtfertigungsordnungen zurück, die industrielle und die zivile Welt:

- **Industrielle Welt:** Die Wissenschaft wird als Mittel zur Effizienzsteigerung, Problemlösung und Optimierung gesellschaftlicher Bedingungen gesehen (z. B. L13m zu technischen Entwicklungen wie Handy, Auto, Flugzeug).
- **Zivile Welt:** Der Nutzen wird auch über den Beitrag zur Gesellschaft begründet, etwa zur Versorgung, zum Frieden, zur Sicherung des Gemeinwohls (z. B. L9m, vor dem Verfahren, 699 ff).

In einzelnen Aussagen zeigen sich auch Elemente aus der *Welt der Inspiration*, etwa wenn Wissenschaft als visionäre Kraft mit Gestaltungsauftrag beschrieben wird (vgl. L2w, vor dem Verfahren).

4.3.1.1.4 Zwischenresümee zur Positionierungsarbeit im ex-ante Diskurs zur Aufgabe von Wissenschaft

In den ex-ante Interviews dominiert das Bild einer Wissenschaft, die Dienstleisterin, Fortschrittstreiberin und Motor für Entwicklung ist. Das alles orientiert sich am Gemeinwohl und ist der Gesellschaft verpflichtet. Die Wissenschaft wird als Entität angesehen, die die Fähigkeit besitzt, Fortschritt zu erzeugen und gesellschaftliche Herausforderungen zu lösen. Die Selbstpositionierung bleibt dabei passiv und als Teil der Gesellschaft abstrakt verortet, mit Erwartungen an die Wissenschaft, als Nutzer*innen von deren Ergebnissen. Im Diskurs ist in Bezug auf die moralischen Ordnungen eindeutig die industrielle Welt vorherrschend, aber auch die zivile Welt wird in einzelnen Zitaten bemüht. Damit zeigt sich ein sehr eindeutiges Bild der Wissenschaft, das nicht ausgesprochen differenziert erscheint.

Die im Diskurs erkennbaren wechselseitigen Zuschreibungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft lassen sich im Sinne von Jasanoffs Konzept der *Co-Production* deuten: Wissen und gesellschaftliche Ordnung werden hier gemeinsam hergestellt – Bürger*innen definieren, was als gesellschaftlich relevante Wissenschaft gilt, und verankern damit normative Erwartungen an ihre soziale Funktion.

Die zunehmende Kombination unterschiedlicher Rechtfertigungsordnungen verweist darauf, dass die Teilnehmenden die Rolle der Wissenschaft nicht mehr monologisch – also nur aus der industriellen Welt heraus – bewerten. Vielmehr werden nun Spannungen zwischen Effizienzlogik (industrielle Welt) und Gemeinwohlorientierung (zivile Welt) verhandelt. Diese Gleichzeitigkeit kann als Ausdruck einer moralischen Pluralität verstanden werden, die für moderne partizipative „Öffentlichkeiten“ charakteristisch ist.

4.3.1.2 Nach dem Partizipationsverfahren

In den ex-post-Interviews wird die Wissenschaft weiterhin als zentrale gesellschaftliche Institution beschrieben, deren Bedeutung für Fortschritt, Erkenntnis und Lebensqualität außer Frage steht. Die Grundhaltung gegenüber Wissenschaft bleibt durchgehend positiv; zugleich treten vermehrt reflektierte und differenzierte Perspektiven auf, die ökonomische Bedingungen, gesellschaftliche Erwartungen und individuelle Verantwortung stärker betonen.

Mehrere Interviewte verweisen auf die grundlegende Relevanz von Wissenschaft und Forschung für die Gesellschaft (z. B. L14w, nach dem Verfahren, S. 12), heißt es etwa, oder schlicht: *„Die Gesellschaft braucht Wissenschaft, Forschung“* (L14w, nach dem Verfahren, S.12). Wissenschaft wird dabei sowohl als Voraussetzung für kollektive Entwicklung als auch als kulturelle Errungenschaft verstanden, die zur Orientierung und Problemlösung beiträgt.

Diese Wahrnehmung verbindet sich mit einer normativen Erwartung, dass Forschung kontinuierlich voranschreiten müsse – nicht allein aus Erkenntnisinteresse, sondern auch im Dienst gesellschaftlicher Weiterentwicklung. L9m beschreibt dieses Verständnis so:

„Und dass es meiner Meinung nach ohne die Forschung – natürlich wird die Welt nicht untergehen, wenn die

Forschungen eingestellt werden – aber die Forschung an sich im Prinzip weitergehen muss, ned. [...] ja durch die Forschung sehr viele Sachen, oder die meisten Sachen positiv sich entwickelt haben für die Menschheit.“ (L9m, nach dem Verfahren, S. 35)

Wissenschaft wird hier als fortlaufender Prozess begriffen, dessen Wert in seiner Dauerhaftigkeit liegt. Sie ist nicht statisch, sondern ein Motor, der gesellschaftliche Entwicklung im Sinne des Fortschritts ermöglicht.

Dabei werden die Beweggründe wissenschaftlicher Arbeit differenzierter thematisiert als im ex-ante Diskurs. Während zuvor der Nutzen primär über gesellschaftliche Effekte definiert wurde, betonen einige Befragte nun auch die intrinsische Motivation der Forschenden: *„Ist es bei den Wissenschaftlern wirklich eher, geht es um Wissenschaft, also den Erkenntnisgewinn“ (L3w, nach dem Verfahren, S. 14).* Der Zweck wissenschaftlicher Arbeit erscheint damit nicht ausschließlich funktional oder utilitaristisch, sondern auch erkenntnisorientiert und Neugier gestützt: *„Auf der einen Seite diese Neugier zu befriedigen und auf der anderen Seite für den Menschen einen gewissen Fortschritt zu erreichen“ (L13, nach dem Verfahren, S. 19).*

Dennoch bleibt der Nutzenaspekt stark präsent. Forschung wird mit konkreten gesellschaftlichen Zielsetzungen verknüpft – insbesondere in Bezug auf Gesundheit, Technologie und Lebensqualität:

„Also alt werden, aber gesund alt werden, ned. [...] Und das ist Aufgabe, meiner Meinung nach, der Wissenschaft, das – und sie tun es auch, in der Richtung, nehme ich einmal an – in der Richtung wird geforscht.“ (L9m, nach dem Verfahren, S. 35)

Auch L4m betont die anwendungsorientierte Erwartungshaltung gegenüber Wissenschaft:

„Wir leben (.) in einer Zeit, wo’s also hauptsächlich um solche Lösungen geht. [...] Und die erwarten wir uns auch von der Wissenschaft, (.) also, da investieren wir auch. [...] wir

investieren in Technologie. Die sollen uns sozusagen auch für alle Probleme, die dementsprechende technische Lösung bringen.“ (L4m, nach dem Verfahren, S. 18)

Hier zeigt sich ein stark technikzentriertes Fortschrittsverständnis, in dem Wissenschaft vor allem als Problemlöserin auftritt. Forschung soll nicht nur Wissen hervorbringen, sondern gesellschaftlich verwertbare Ergebnisse liefern.

Zugleich reflektieren einige Befragte nun deutlicher die ökonomischen Rahmenbedingungen wissenschaftlicher Arbeit, wobei ein zugrundeliegendes Tauschprinzip sichtbar wird: Gesellschaftliche Finanzierung verpflichtet die Wissenschaft, messbare Resultate zu liefern. Damit bleibt das Bild einer dienenden, rechenschaftspflichtigen Wissenschaft bestehen, wird aber stärker mit Marktlogiken⁶ verknüpft.

L14w formuliert diese Wahrnehmung explizit kritisch, wenn sie festhält:

„Forscher, die Gesellschaft braucht Forscher, die Gesellschaft braucht Wissenschaft, Forschung. [...] Und dann habe ich das Gefühl, dass es eigentlich um das Geld geht, Geld verdienen geht von Pharmaindustrie oder wem auch immer, und nicht um tatsächlichen Fortschritt der Menschheit.“ (L14w, nach dem Verfahren, S. 12)

Hier wird die Diskrepanz zwischen idealisiertem Erkenntnisinteresse und ökonomischer Realität sichtbar. Forschung erscheint nicht mehr ausschließlich als altruistische Tätigkeit, sondern auch als Teil eines Systems, das durch finanzielle Interessen geprägt ist.

Diese Ambivalenz spiegelt sich auch in anderen Aussagen, in denen Wissenschaft zugleich als kulturelle Leistung und als technologiegetriebene Praxis beschrieben wird. L12m etwa sagt:

⁶ Marktlogik als Legitimation über Verwertung und Wettbewerb statt primär Gemeinwohl.

„Also, zwischendurch muss ich sagen, ja, die Wissenschaft als Kulturleistung anzusehen und so, aber gerade die ist so – ich nenn’s halt technologielastrige Wissenschaft, so wie Biologie oder Chemie oder was auch immer. Nein, das steht und fällt einfach auch mit den Personen, die’s betreiben.“
(L12m, nach dem Verfahren, S. 12)

Hier wird deutlich, dass Wissenschaft als menschliches Handlungsfeld verstanden wird – geprägt von individuellen Entscheidungen, ethischen Haltungen und persönlichen Verantwortlichkeiten.

Trotz dieser Reflexionen bleibt der Gesamteindruck positiv. L13m fasst die gesellschaftliche Wahrnehmung so zusammen:

„Sondern die Wissenschaft ist ja an sich relativ positiv behaftet, ist zumindest mein Eindruck, also in der Gesellschaft. Die Leute sagen, ja das ist gut und da, das hilft uns und der Fortschritt und so weiter.“ (L13m, nach dem Verfahren, S. 2)

Insgesamt zeigt sich im ex-post Diskurs zur Aufgabe von Wissenschaft ein Bild, das Kontinuität und Vertiefung zugleich aufweist. Die zentrale Zuschreibung – Wissenschaft als Trägerin von Fortschritt und gesellschaftlichem Nutzen – bleibt bestehen, wird jedoch stärker in Beziehung zu ökonomischen Strukturen und individuellen Verantwortlichkeiten gesetzt.

Die Befragten nehmen Wissenschaft nach ihrer Teilnahme am Partizipationsverfahren nicht grundsätzlich anders wahr, sondern reflektierter: Sie erkennen die wechselseitige Abhängigkeit zwischen Gesellschaft, Geld und Forschung an, differenzieren zwischen Erkenntnisinteresse und Verwertungslogik und betonen zugleich die bleibende Notwendigkeit wissenschaftlicher Arbeit für gesellschaftliche Entwicklung.

Die Bürger*innen pendeln zwischen einem idealistischen Verständnis von Wissenschaft als erkenntnisgetriebener Praxis und einem instrumentellen Verständnis, das sie an gesellschaftlicher Nützlichkeit misst.

4.3.1.2.1 Fremdpositionierung der Wissenschaft durch die Bürger*innen (Davies/Harré)

Die Fremdpositionierung der Wissenschaft erscheint in den ex-post Interviews vielschichtiger als vor dem Partizipationsverfahren. Zum einen wird Wissenschaft weiterhin idealisiert, etwa als erkenntnisgetrieben oder als Trägerin gesellschaftlichen Fortschritts (vgl. L3w; L13m). Zum anderen zeigen einige Aussagen eine eher instrumentelle Perspektive, in der Wissenschaft vor allem über ihre Funktionalität und ihren gesellschaftlichen Nutzen bewertet wird (vgl. L4m; L1m).

Gleichzeitig finden sich auch ambivalente oder kritische Fremdpositionierungen, die Spannungen zwischen wissenschaftlichem Anspruch und ökonomischen Interessen sichtbar machen (vgl. L14w). Diese unterschiedlichen Zuschreibungen verdeutlichen, dass sich die Bürger*innen im ex-post Diskurs in einem Spannungsfeld zwischen Wertschätzung, Kritik und einem funktionalen Verständnis von Wissenschaft bewegen.

4.3.1.2.2 Selbstpositionierung der Bürger*innen (Davies/Harré)

Auch nach dem Partizipationsverfahren findet mehrheitlich nur eine implizite Selbstpositionierung statt: Die Interviewten sehen sich als Teil einer Gesellschaft, die auf Wissenschaft angewiesen ist (L14w, nach dem Verfahren, S.12; L1m, nach dem Verfahren, S. 25f.), oder richten Erwartungen an sie (z. B. im Kontext von Gesundheit, L9m, nach dem Verfahren, S. 35). Einzelne Sprecher*innen treten auch explizit als reflektierte Beobachter*innen oder kritische Bürger*innen in Erscheinung, etwa wenn sie die ökonomische Abhängigkeit von Forschung thematisieren (L14w, nach dem Verfahren, S. 12) oder sich selbst in einer lernenden Rolle im Verhältnis zur Wissenschaft beschreiben „*Aber ich weiß jetzt mehr und ich weiß, wie so eine Forschung im Groben weiß ich, wie so eine Forschung funktioniert.*“ (L9m, nach dem Verfahren, S. 35).

4.3.1.2.3 Im Diskurs aufgegriffene normative Ordnung (Boltanski & Thévenot)

Die Aussagen in den ex-post Interviews zum Diskurs über die Aufgabe von Wissenschaft lassen sich unterschiedlichen Rechtfertigungsordnungen im Sinne von Boltanski und Thévenot zuordnen. Dominant sind weiterhin die Bezugnahme auf die industrielle Welt und Bezüge zur zivilen Welt:

- **Die industrielle Welt:** Die Wissenschaft wird über ihre Funktionalität, Effizienz und den Beitrag zu Problemlösungen legitimiert, bspw. durch den Verweis auf technische Lösungen, Gesundheitsforschung oder messbaren Fortschritt.
- **Die zivile Welt:** Es sind mehrmals Bezüge zur zivilen Welt erkennbar, in der Wissenschaft als gemeinwohlorientierte, gesellschaftlich notwendige Institution verstanden wird.

Einzelne Aussagen verweisen zudem auf die Welt der Inspiration, wenn etwa Neugier (L13m, nach dem Verfahren, S. 19), Erkenntnisgewinn (L3w, nach dem Verfahren, S. 14) oder die Wissenschaft als kulturelle Leistung hervorgehoben werden (L12m, nach dem Verfahren, S. 15). Auch die Welt der Meinung spielt eine Rolle, etwa wenn die gesellschaftliche Anerkennung und positive Konnotation von Wissenschaft thematisiert wird (L13m, nach dem Verfahren, S. 2).

Des Weiteren fällt bei der Analyse auf, dass vermehrt Argumente kombiniert aus zwei Welten gebracht werden: Inspiration/industriell, industriell/zivil, Markt/zivil, Meinung/industriell. Kritisch reflektierende Stimmen greifen hier sogar direkt Spannungen zwischen der Marktlogik (z. B. Profitorientierung durch Pharmaunternehmen) und der zivilen Welt auf, in der der Menschheitsfortschritt als übergeordnetes Ziel gilt (L14w, nach dem Verfahren, S. 12).

4.3.1.2.4 Zwischenresümee zur Positionierungsarbeit im ex-post Diskurs zur Aufgabe von Wissenschaft

Die Vielschichtigkeit in den Fremdpositionierungen zeigt, dass sich die Bürger*innen im ex-post Diskurs in einem Spannungsfeld zwischen Wertschätzung, Kritik und funktionalem Nutzenverständnis von Wissenschaft bewegen. Darin ist wiederum – wie bereits bei den ex-ante Interviews – nur implizit eine Selbstpositionierung erkennbar, die den Haltungen in den Fremdpositionierungen der Wissenschaft entspricht (erwartungsvoll, reflektiert, kritisch, lernend). Zudem wird deutlich, dass Wissenschaft aus einem komplexen Zusammenspiel verschiedener Rechtfertigungsordnungen heraus bewertet wird, was auf eine verstärkte Vielschichtigkeit der Positionierungsarbeit gegenüber Wissenschaft hinweist. In Bezug auf das vorliegende Forschungsinteresse könnte die komplexere Argumentation über viele Welten – auch in Kombination – darauf hindeuten, dass die Bürger*innen sich differenzierter in den Diskurs einbringen und mehr Aspekte bei der Überlegung zur Aufgabe von Wissenschaft einbeziehen.

4.3.1.3 Zwischenresümee zur Positionierungsarbeit im Diskurs zur Aufgabe von Wissenschaft

Im Vergleich der Positionierungsarbeit im Diskurs zur Aufgabe von Wissenschaft vor (ex-ante) und nach (ex-post) dem Partizipationsverfahren zeigen sich sowohl Kontinuitäten als auch leichte Unterschiede.

Konstant bleibt die Grundannahme, dass Wissenschaft gesellschaftlichem Nutzen verpflichtet ist: Sie wird sowohl vor dem Partizipationsverfahren als auch im Anschluss daran als zentrale Instanz für Fortschritt, Problemlösung und Lebensqualität adressiert. Die Rechtfertigungen orientieren sich zudem weiterhin primär an der industriellen und zivilen Welt. Die Wissenschaft erscheint als Problemlöserin für das Gemeinwohl.

Gleichzeitig zeigen sich in den ex-post-Interviews rund um den Diskurs der Aufgabe von Wissenschaft differenziertere und kritischere Fremdpositionierungen: Während vor dem Verfahren ein eher eindimensionales Bild von Wissenschaft als Dienstleisterin dominiert, treten danach auch Ambivalenzen und Spannungsfelder zutage – etwa zwischen Erkenntnisinteresse und ökonomischer Verpflichtung. Die Rolle der Wissenschaft wird dahingehend auch strukturell reflektiert, z. B. mit Blick auf Finanzierungslogiken oder gesellschaftliche Erwartungshaltungen. Auch die Vielfalt der herangezogenen Rechtfertigungsordnungen nimmt zu: Neben industriellen und zivilen Logiken werden ex-post vermehrt auch Elemente der Marktlogik, der Welt der Meinung und der Inspiration sichtbar. Zudem findet sich in den Zitaten häufiger eine Kombination verschiedener normativer Ordnungen in den Argumentationen.

In Bezug auf die Selbstpositionierungen zeigt sich, dass diese in beiden Phasen meist implizit bleiben. Allerdings werden die Interviewten ex-post stärker als beobachtende, lernende und teils kritisch-reflektierende Subjekte erkennbar, während sie sich zuvor implizit eher als passive Außenstehende der Wissenschaft gegenüber positionierten.

Insgesamt lässt sich also eine zunehmende diskursive Komplexität und Subjektivierung der Positionierungsarbeit feststellen. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass partizipative Verfahren das Potenzial haben, bei den Teilnehmenden die Art und Weise, wie über die Aufgabe von Wissenschaft gesprochen und gedacht wird, zu beeinflussen.

Diese Verknüpfung von Nutzenorientierung und Verantwortungszuschreibung bestätigt Beobachtungen von Felt und Fochler (2010), wonach Laienbilder von Wissenschaft stark

durch kulturelle Narrative von Nützlichkeit, Verantwortung und Vertrauen geprägt sind. Ähnlich wie bei Wynne (1992) erscheint Vertrauen hier nicht als naiver Glaube, sondern als relationaler Aushandlungsprozess zwischen gesellschaftlicher Erwartung und wissenschaftlicher Selbstbeschreibung.

Im Lichte der Theorie der Rechtfertigungsordnungen kann dieser Wandel als Ausdruck einer gesteigerten moralischen Reflexivität gelesen werden: Bürger*innen verhandeln die Rolle der Wissenschaft zunehmend im Spannungsfeld zwischen Effizienz, Gemeinwohl und individueller Verantwortung – und verschieben damit den Diskurs von einer eindimensionalen Nutzenorientierung hin zu einer vielstimmigen moralischen Aushandlung.

Während im Diskurs zur Aufgabe von Wissenschaft vor allem ihre gesellschaftliche Nützlichkeit und moralische Verantwortung betont wurde, richtet sich der Blick im folgenden Kapitel auf einen Aspekt, der in vielen Interviews als eng damit verknüpft erscheint: den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Geld. Auch hier wird deutlich, wie ökonomische Logiken die Wahrnehmung wissenschaftlicher Legitimität und Verantwortung mitprägen.

Aufbauend auf den zuvor beschriebenen methodischen Zugängen wird im Folgenden das nächste zentrale Themenfeld „Wissenschaft und Geld“ vertiefend analysiert. Anhand der Aussagen der Befragten wird rekonstruiert, wie sie in diesem Diskurs ihre Positionierungen gegenüber Wissenschaft herstellen, welche normativen Bezugspunkte sie dabei aufrufen und inwiefern sich diese Bezüge zwischen den Interviews vor und nach dem Partizipationsverfahren verändern.

4.3.2 Die Positionierungsarbeit im Diskurs um Wissenschaft und Geld

Bereits in den Gesprächen zur Aufgabe von Wissenschaft wurde deutlich, dass finanzielle Fragen für viele Befragte eng mit der gesellschaftlichen Funktion der Wissenschaft verknüpft sind. Geld erscheint dabei als zentrales Verbindungselement zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ – als Bedingung, Verpflichtung und zugleich als Symbol einer moralischen Beziehung.

Im Sinne von Michaels Unterscheidung zwischen *Science-in-General* und *Public-in-Particular* verhandeln die Interviewten Wissenschaft häufig als abstrakte, gesamtgesellschaftliche Instanz, während sie sich selbst primär als Teil einer

allgemeinen „Öffentlichkeit“ positionieren, die über Finanzierung und Legitimation vermittelt ist (*Public-in-General*).

4.3.2.1 Vor dem Partizipationsverfahren

Mehrere Interviewte thematisieren zunächst die ungleiche Finanzierung zwischen Ländern und verorten Österreich als vergleichsweise zurückhaltend in der Forschungsförderung. *„In Amerika oder in Deutschland oder so wird sicher viel mehr Forschung betrieben und ich glaube, das liegt auch an den finanziellen Mitteln, dass (.) Österreich nicht so viel investiert für die Forschung, (.) ja.“* (L7w, vor dem Verfahren, S. 22), erklärt eine Teilnehmerin. Damit verweist sie auf strukturelle Unterschiede und impliziert, dass mangelnde Investitionen den wissenschaftlichen Fortschritt im Land hemmen. Diese Einschätzung teilt auch ein anderer Befragter, wenn er feststellt: *„Weil das Schlagwort, Forschung ist ned billig“* (L9m, vor dem Verfahren, S. 17). Forschung erscheint in diesen Aussagen als kostenintensives, aber notwendiges Unterfangen – ein Bereich, in den die Gesellschaft bereit sein müsse, zu investieren, um Entwicklung zu ermöglichen.

Zugleich wird in den Interviews immer wieder auf das Verhältnis von öffentlicher Finanzierung und Verantwortung verwiesen. Wissenschaft wird als System verstanden, das von der Gesellschaft getragen und deshalb ihr gegenüber rechenschaftspflichtig ist. L1m formuliert diesen Gedanken deutlich:

„Weil Wissenschaftler durch die Öffentlichkeit finanziert werden, ich glaub, deswegen sind sie in der Verantwortung. Ich mein, jeder finanziert durch seine Steuergelder einfach die Wissenschaft und man will ja auch etwas davon haben.“ (L1m, vor dem Verfahren, S. 21)

Auch andere Befragte beschreiben diese Verbindung zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ als moralische Verpflichtung, die sich aus der finanziellen Unterstützung ergibt. *„Auf der anderen Seite finde ich auch, dass die Forscher die Pflicht haben, darüber zu informieren, was sie denn mit den Mitteln, die ihnen von der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden, machen“* (L13m, vor dem Verfahren, S. 12), erklärt L13m. Hier wird deutlich: Finanzierung schafft nicht nur Abhängigkeit, sondern auch eine Erwartung von Transparenz und Gegenleistung.

L12m formuliert diesen Zusammenhang in ähnlicher Weise: *„Ich mein, viele der Sachen werden ja auch von der öffentlichen Hand, von uns allen ja auch bezahlt“* (L12m, vor dem Verfahren, S. 20). Die Interviewten verbinden damit die Vorstellung, dass jede*r Steuerzahler*in Anteil an der Wissenschaft hat und daher auch ein Recht auf Information besitzt. L3w betont, dass Wissen über die Verwendung öffentlicher Gelder die Zustimmung und Legitimation stärkt:

„Na ja, wenn man mehr Bescheid weiß, fördert das natürlich auch die Akzeptanz [...] wenn ich weiß, was der für mich macht oder für uns macht, billige ich ihm gern zu, dass das Geld dafür aufgewendet wird.“ (L3w, vor dem Verfahren, S. 15)

Diese Aussagen verdeutlichen, dass das Vertrauen in Wissenschaft stark mit dem Gefühl verbunden ist, informiert und einbezogen zu sein. Der Diskurs über Geld wird hier zum Diskurs über Legitimität: Transparenz erzeugt Akzeptanz, Intransparenz hingegen Skepsis.

Gleichzeitig wird kritisiert, dass es in Österreich an Strukturen für den Austausch zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ mangle. *„Aber in Österreich passiert das einfach zu wenig“*, erklärt L1m,

„weil es keine Plattform für einen solchen Austausch gibt. Und es ist einfach schlecht, weil dadurch einfach weniger Geld in Wissenschaft fließt, weil man glaubt, dort passiert ohnehin nichts und in weiterer Folge verkümmert man. Na, man entwickelt sich ja nimmer weiter.“ (L1m, vor dem Verfahren, S. 22)

Fehlende Kommunikation wird also nicht nur als Defizit, sondern als Ursache einer selbstverstärkenden Abwärtsspirale beschrieben: Weniger Austausch führt zu weniger Vertrauen, weniger Vertrauen zu geringerer Finanzierung.

Neben diesen staatsbürgerlich geprägten Erwartungen zeigen sich in den Interviews auch marktlogische Bezugnahmen. L6m verweist auf die zunehmende Drittmittelfinanzierung⁷ und die daraus entstehenden ökonomischen Abhängigkeiten:

„Andererseits sind wir heute sehr groß drittmittelfinanziert in der Forschung, und das heißt, diejenigen, die darin investieren, die haben in aller Regel ein monetäres Interesse, entweder in Form von Produkten oder von Patenten oder ähnlichem, das heißt, es muss etwas rauskommen, mit dem ich auch etwas anfangen kann. Und das muss ich natürlich vollmundig auch verkaufen und das, glaub ich, zieht sich daher einfach bis an die Ebene sozusagen der Forscher heran, dass das Verkaufen einfach dort beginnen muss.“
(L6m, vor dem Verfahren, S. 6)

Wissenschaft erscheint hier als Teil eines ökonomischen Systems, das Ergebnisse verwerten und rechtfertigen muss, um sich selbst zu erhalten. Zwischen öffentlicher Verantwortung und marktwirtschaftlichem Druck entsteht ein Spannungsfeld, in dem Wissenschaft gleichzeitig Rechenschaft und Rentabilität schuldet.

In diesem Zusammenhang wird auch die symbolische Rollenverteilung zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ thematisiert. L1m formuliert dies prägnant: *„Ja, ich denke, ich mein, Wissenschaft ist ein Werkzeug der Öffentlichkeit und die Wissenschaft soll der Öffentlichkeit dienen“* (L1m, vor dem Verfahren, S. 18). Diese Aussage verdichtet, was in mehreren Interviews implizit mitschwingt: Die „Öffentlichkeit“ gilt als Auftraggeberin und Geldgeberin, die Wissenschaft als Dienstleisterin, die im Gegenzug Nutzen, Transparenz und Fortschritt zu liefern hat.

Diese Vorstellung findet sich auch in der Formulierung von L13m wieder, der betont, dass die „Öffentlichkeit“ durch Information nicht nur Transparenz, sondern auch Einfluss ausüben können sollte:

⁷ Drittmittel als kompetitiv vergebene externe Mittel außerhalb der Grundfinanzierung.

„Aber natürlich auch (.) um der Öffentlichkeit die Möglichkeit zu geben, bei gewissen Bewegungen auch gegenzulenken.“
(L13m, vor dem Verfahren, S. 12)

Hier wird deutlich, dass finanzielle Beteiligung nicht nur Legitimation, sondern auch Steuerungserwartung begründet: Wer finanziert, darf mitreden.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Interviewten die Beziehung zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ im Spannungsfeld von Abhängigkeit, Verantwortung und Legitimation verorten. Geld fungiert dabei als Scharnier zwischen beiden: Es ermöglicht Forschung, begründet aber zugleich moralische Ansprüche. Wissenschaft wird als öffentlich finanziertes Gemeingut gedacht, das durch Rechenschaft und Austausch seine Legitimität erhält, während gleichzeitig ökonomische Mechanismen sichtbar werden, die ihre Autonomie gefährden.

Die Bürger*innen positionieren sich damit als Anspruchsgruppe, die finanzielle Unterstützung mit dem Recht auf Mitbestimmung und Information verknüpft – und der Wissenschaft eine dienende, rechenschaftspflichtige Rolle im gesellschaftlichen Gefüge zuschreibt.

4.3.2.1.1 Fremdpositionierung der Wissenschaft durch die Bürger*innen (Davies/Harrè)

Die Wissenschaft wird im ex-ante Material zum Thema Geld und Wissenschaft als kostspielig (L9m, vor dem Verfahren, S. 17) dargestellt. Die Finanzierung der Wissenschaft durch die „Öffentlichkeit“ bringt sie in ein Abhängigkeitsverhältnis zu ebendieser (Dienstleisterin). Darin trägt die Wissenschaft die Verantwortlichkeit für die sinnvolle Verwendung der öffentlichen Mittel und ist der „Öffentlichkeit“ Rechenschaft und Transparenz zur Verwendung schuldig, während sie einen Nutzen für die „Öffentlichkeit“ durch die Forschung stiftet (L3w vor dem Verfahren, S. 15). Die Rahmung der Wissenschaft erscheint als der „Öffentlichkeit“ untergeordnet, die lenkend eingreifen kann (L13m vor dem Verfahren, S. 12). Es tritt auch eine Vorstellung von Wissenschaft nicht nur generell als kostspielig (L9m, vor dem Verfahren, S. 17), sondern zudem als Investitionsfaktor im nationalen Wettbewerb hervor (L7w, vor dem Verfahren, S. 22). Zudem wird der Wissenschaft selbst ein monetäres Interesse unterstellt, etwa wenn

Forschung als etwas beschrieben wird, das „verkauft“ werden müsse (vgl. L6m, vor dem Verfahren, S. 6).

Diese Fremdpositionierungen rahmen Wissenschaft als zweckgebundene, wirtschaftlich eingebettete Entität, die einer externen Bewertung und teils Lenkung durch die „Öffentlichkeit“ unterliegt.

4.3.2.1.2 Selbstpositionierung der Bürger*innen (Davies/Harré)

In den Selbstpositionierungen rund um das Thema Geld wird im ex-ante Diskurs ein klares Bild von Verantwortung und Teilhabe sichtbar. Die Bürger*innen verorten sich – zumeist implizit – als Teil der „Öffentlichkeit“ in einer distanzierten, pragmatischen Beobachterposition. Als Teil der „Öffentlichkeit“, die Wissenschaft finanziert, haben sie ein Anrecht auf Rechenschaft und Nutzen (L1m, vor dem Verfahren, S. 21). Diese Positionierung ist doppelt kodiert: Einerseits treten sie als zahlende Bürger*innen auf, die durch ihre Steuerleistung einen Beitrag zum Wissenschaftssystem leisten, und andererseits als adressierende Subjekte, die eine gewisse Rückbindung der Wissenschaft an gesellschaftliche Bedürfnisse einfordern.

Dabei wird deutlich, dass die Interviewten sich selbst nicht als vollkommen machtlos erleben: Zwar nehmen sie keine aktiven steuernden Rollen ein, aber sie artikulieren eine klare Erwartung, informiert und mitgedacht zu werden (L14w, vor dem Verfahren, S. 14). Die Logik dahinter: Die Gesellschaft unterstützt die Wissenschaft und erwartet im Gegenzug Transparenz, Nützlichkeit und Teilhabe.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass sich die Bürger*innen in dieser Phase vor allem als berechnete Anspruchsstellende gegenüber einem öffentlich finanzierten Wissenschaftssystem positionieren, mit einem starken Fokus auf Rechenschaft, Transparenz und Gemeinwohlbindung.

4.3.2.1.3 Im Diskurs aufgegriffene normative Ordnungen (Boltanski & Thévenot)

Die hier dominierenden Rechtfertigungen folgen primär der zivilen Welt (Gemeinwohl, Rechenschaft) und der industriellen Welt (Effizienz, Output), wobei erste Bezüge zur Marktwelt (Wettbewerb, Verwertung) bereits angelegt sind.

- **Die zivile Welt:** Wissenschaft wird als Institution verstanden, die der Gesellschaft einen Nutzen (z. B. Entwicklung) bringt und der „Öffentlichkeit“ dient. Die Legitimität von Wissenschaft ergibt sich hier aus ihrem Beitrag zum Gemeinwohl und ihrer öffentlichen Finanzierung. Damit wird Wissenschaft nicht nur als produktive Kraft verstanden, sondern als gesellschaftliche Aufgabe.
- **Die industrielle Welt:** Die Wissenschaft wird über ihre Ressourcenbedarfe, Effizienz und Finanzierbarkeit bewertet. Forschung wird als aufwendige, aber notwendige Investition dargestellt, deren Finanzierung durch öffentliche Mittel legitim erscheint. Vorausgesetzt, sie liefert funktionale Ergebnisse.

Zwischen diesen beiden Welten entsteht ein Spannungsfeld: Die Wissenschaft erscheint einerseits als Entität mit hohem Kostenaufwand, andererseits als gesellschaftlich verantwortliche Institution mit normativer Legitimation. Eine weitere Befragte gibt an: *„Und ich glaube, dass jeder Mensch Recht hat zu wissen. Was was sich alles geschieht..“* (L14w, vor dem Verfahren, S. 14), was auf einen Transparenzanspruch gegenüber Wissenschaft hindeutet. Darin findet sich die Welt der Meinung wieder. Diese Weltzuordnungen deuten auf einen normativen Rahmen hin, in dem nicht Erkenntnis per se, sondern die sozial gerechte Verteilung und transparente Verwendung von Wissen und Ressourcen zählt.

4.3.2.1.4 Zwischenresümee zur Positionierungsarbeit im ex-ante Diskurs zum Thema Wissenschaft und Geld

In den ex-ante Interviews verweisen mehrere Aussagen darauf, dass Wissenschaft nicht nur eine erkenntnisorientierte, sondern auch eine eng mit Finanzierung in Verbindung stehende Praxis ist. Die Notwendigkeit öffentlicher Investitionen wird anerkannt, aber gleichzeitig kritisiert. Und es entsteht ein Spannungsfeld zwischen dem normativen Anspruch des Gemeinwohls und dem Kostenaufwand, der durch die „Öffentlichkeit“ getragen wird und hier zu einem Rechenschaftsverhältnis führt.

Damit wird im ex-ante Diskurs das Verhältnis von Wissenschaft und Geld überwiegend als funktionale Austauschbeziehung imaginiert, in der die „Öffentlichkeit“ als Finanziererin auftritt und dafür Transparenz, Rechenschaft und gesellschaftlichen Nutzen erwartet. Wissenschaft wird von den Bürger*innen als kostspielige und ressourcenintensive Praxis beschrieben, deren Finanzierung durch Steuergelder eine besondere Verantwortung gegenüber der Gesellschaft mit sich bringt. In dieser Logik

erscheint die Wissenschaft als Dienstleisterin im öffentlichen Auftrag, deren Legitimität sich aus ihrer Gemeinwohlorientierung und Effizienz ergibt. Die Forderung nach Offenlegung und verständlicher Kommunikation wissenschaftlicher Inhalte verweist auf ein starkes Transparenzbedürfnis.

Die Finanzierung wird nicht nur als notwendige Bedingung, sondern auch als machtvolle Instanz gerahmt, der sich die Wissenschaft stellen muss. Die Fremdpositionierung konzipiert die Wissenschaft damit als zweckgebundene, wirtschaftlich eingebettete Akteurin, die in einem Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichem Auftrag und ökonomischer Realität operiert.

Die Bürger*innen positionieren sich selbst im ex-ante Diskurs meist implizit, jedoch mit einem klaren Anspruch: Als Teil der „Öffentlichkeit“ sehen sie sich in der Rolle berechtigter Anspruchsstellender, die nicht nur zur Finanzierung beitragen, sondern auch darüber informiert und mitgedacht werden wollen. Diese Haltung verortet sie in einer beobachtenden, aber selbstbewussten Rolle. Sie artikulieren Erwartungen an eine Wissenschaft, die sich als gemeinwohlorientierte Institution rechtfertigen muss und sich gesellschaftlicher Kontrolle und Legitimation stellt.

Insgesamt dominieren im ex-ante Diskurs Rechtfertigungsordnungen der zivilen und industriellen Welt. Wissenschaft wird als öffentliche Aufgabe verstanden, die effizient und verantwortungsvoll mit Ressourcen umgehen soll. Teilweise tritt auch die Welt der Meinung hinzu, etwa wenn ein „Recht auf Wissen“ eingefordert wird. Die Positionierungsarbeit bleibt dabei stark normativ gerahmt: Wissenschaft ist wichtig, weil sie öffentlich finanziert wird – und deshalb auch öffentlich nachvollziehbar und nutzbringend sein muss.

Im Sinne von Jasanoffs *Co-Production* lässt sich diese Austauschbeziehung als Mit-Herstellung von epistemischer und normativer Ordnung lesen: Finanzierungsarrangements strukturieren, was als gesellschaftlich legitime Wissenschaft gilt – und umgekehrt.

4.3.2.2 Nach dem Partizipationsverfahren

In den ex-post-Interviews wird das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Geld deutlich vielschichtiger und kritischer reflektiert als noch in der ex-ante Phase. Zwar bleibt die

normative Erwartung bestehen, dass Wissenschaft der Gesellschaft etwas zurückgeben soll, wenn sie öffentlich finanziert wird, doch rückt stärker die Frage nach den Bedingungen und Folgen dieser Finanzierung in den Vordergrund. Dabei bleibt das Modell einer Rückgabepflicht – die Idee, dass gesellschaftliche Finanzierung Rechenschaft und Nutzen verlangt – zentral. Zugleich wird es zunehmend mit systemischen Zwängen, Abhängigkeiten und wirtschaftlichen Einflussnahmen verknüpft.

Mehrere Befragte verweisen darauf, dass Wissenschaft von externen Geldgeber*innen – nicht nur staatlichen – abhängig ist, und dass diese Abhängigkeit auch Forschungsinhalte beeinflusst. L5w beschreibt:

„[...] wenn sie extra etwas machen wollen, brauchen sie irgendwo ein Geld her, und dadurch wird natürlich schon irgendwo wahrscheinlich die Richtung der Forschung auch beeinflusst vom Geldgeber. [...] Und der Geldgeber überlegt sich natürlich sehr genau, wofür er das Geld gibt.“ (L5w, nach dem Verfahren, S. 12)

Geld erscheint damit nicht mehr ausschließlich als Ermöglichungsbedingung, sondern zunehmend als Steuerungsgröße wissenschaftlicher Praxis. Forschungsfreiheit wird nicht grundsätzlich infrage gestellt, aber als strukturell eingeschränkt wahrgenommen – besonders dort, wo Finanzierung über Drittmittel oder private Quellen erfolgt.

Ein wiederkehrendes Motiv ist der Eindruck eines Anpassungsdrucks: Wissenschaftler*innen forschen nicht immer dort, wo ihr Interesse liegt, sondern dort, wo finanzielle Ausstattung winkt.

„[...] weil Wissenschaftler sind neugierig, haben Forschungsdrang, und können es nicht machen, wenn sie kein Geld haben, und sind halt dann vielleicht bereit, den Kompromiss einzugehen: O. k., forsche ich halt auf dem Gebiet, wenn ich dafür entsprechende Ausstattung kriege“ (L5w, nach dem Verfahren, S. 12).

Dieses Zitat verdeutlicht, wie wissenschaftliche Neugier und wirtschaftliche Rationalität in Spannung zueinander geraten.

In diesem Zusammenhang beschreiben die Interviewten Wissenschaft als Akteurin unter ökonomischem Druck, die zunehmend strategisch agieren muss, um ihre Existenz zu sichern. *„Dieser Druck herrscht unter die Forscher. Sie müssen überleben. Sie müssen sich verkaufen. Und (.) das ist eine Motivation. Und das ist eben die finanzielle Seite des Lebens“* (L14w, nach dem Verfahren, S. 15). Wissenschaft erscheint damit nicht länger als autonomes, idealistisch motiviertes System, sondern als wettbewerbsgetriebene Organisation, die sich im Markt behaupten muss.

Diese Wahrnehmung wird durch Beschreibungen kompetitiver Förderlogiken weiter untermauert. Besonders deutlich formuliert L9m:

„Projektbezogen ist es sicher so, dass es eine Frage ist, was die Gesellschaft für die einzelnen Projekte finanziert, ned. Und da [...] ist halt die Gefahr dabei, dass der Wissenschaftler, oder die Wissenschaftlergruppe, die ihr Projekt besser präsentieren, eher die Fördergelder kriegen als einer, der schlechter präsentiert.“ (L9m, nach dem Verfahren, S.30)

Damit verschiebt sich der Fokus vom Ideal einer inhaltlich getriebenen Forschung hin zu einer leistungsorientierten Wettbewerbslogik, in der kommunikative Kompetenz und Vermarktung über Forschungszugang mitentscheiden.

Diese Entwicklung hat, so mehrere Befragte, auch Folgen für die Außendarstellung von Wissenschaft. Um Fördergelder zu sichern, müsse sie sich „im besten Lichte“ präsentieren (L12m, nach dem Verfahren, S. 7). Wissenschaft erscheint dadurch als Akteurin, die gezielt Narrative produziert, um Legitimität und Mittel zu erhalten – ein Verhalten, das einerseits verständlich, andererseits potenziell problematisch für das öffentliche Vertrauen ist.

Einige Stimmen deuten dieses System als Teil größerer ökonomischer Kreisläufe, in denen Forschung selbst zum Produkt wird. L6m beschreibt:

„Da bezahle ich Leuten Geld, damit die eine Forschung machen, damit Österreich gut dasteht, [...] dann kann dahinter jemand verkaufen, dass man viel Forschung

gemacht hat, das Ganze wird dann irgendwo wieder vermarktet und verkauft. Und muss irgendwie wieder Patente, die dann wieder ein anderer kauft [...]“ (L6m, nach dem Verfahren, S. 11)

Hier wird Wissenschaft nicht mehr nur als Erkenntnisproduktion, sondern als Teil wirtschaftlicher Wertschöpfung verstanden – eingebettet in zyklische Prozesse von Finanzierung, Vermarktung und politischer Legitimation.

Neben dieser zunehmenden Systemkritik lässt sich zugleich ein Erkenntnisgewinn erkennen: Mehrere Befragte berichten, dass sie durch das Partizipationsverfahren die Komplexität wissenschaftlicher Arbeit und ihrer Finanzierungslogik besser nachvollziehen können. L4m etwa sagt rückblickend: *„Ich bin, unter Anführungszeichen, gescheiter worden“* (L4m, nach dem Verfahren, S. 23), und L3w sagt: *„[...] jetzt weiß ich, dass man eigentlich schon weiter ist in der Forschung, als ich gewusst habe“* (L3w, nach dem Verfahren, S. 18).

Insgesamt zeigt der ex-post Diskurs zur Thematik „Wissenschaft und Geld“ ein reflektiertes, aber auch ernüchtertes Bild: Wissenschaft wird weiterhin als gesellschaftlich notwendig und wertvoll betrachtet, jedoch zunehmend als Akteurin in einem komplexen System aus öffentlichen Erwartungen, finanziellen Zwängen und Marktmechanismen.

Das Vertrauen in ihre Relevanz bleibt bestehen, doch die Legitimität wird nun stärker an Transparenz, Unabhängigkeit und strukturelle Fairness geknüpft. Die Bürger*innen betrachten Wissenschaft nicht länger ausschließlich als neutrale Erkenntnisinstanz, sondern als handelnde Organisation, die zwischen Erkenntnisinteresse, wirtschaftlichem Druck und öffentlicher Verantwortung balancieren muss.

4.3.2.2.1 Fremdpositionierung der Wissenschaft durch die Bürger*innen (Davies/Harré)

Im ex-post Diskurs zum Thema Geld und Wissenschaft zeichnet sich ein deutlich verändertes Bild der Wissenschaft ab. Während sie zuvor als kostenintensive, aber funktional gemeinwohlorientierte Institution positioniert wurde, tritt nun verstärkt ihre Abhängigkeit von Finanzierung, Wettbewerb und strategischer Selbstdarstellung in den

Vordergrund. Forschende erscheinen in den Aussagen als gezwungen, sich zu verkaufen, Kompromisse einzugehen oder sich durch Präsentationsgeschick gegenüber anderen Projekten durchzusetzen. Die Wissenschaft wird dabei nicht mehr nur als gesellschaftlich eingebunden, sondern als marktförmig gesteuert beschrieben, etwa durch projektbezogene Zwänge oder den Einfluss ökonomischer Logiken auf Forschungsrichtungen. Diese Fremdpositionierung der Wissenschaft als wirtschaftlich konditionierte Akteurin stellt einen Bruch zum idealisierten Fortschritts- und Gemeinwohlbild der ex-ante Phase dar und verweist auf eine gewachsene strukturelle Reflexivität im Urteil der Bürger*innen.

4.3.2.2.2 Selbstpositionierung der Bürger*innen (Davies/Harré)

Im Gegensatz zur eher passiven oder impliziten Selbstverortung im ex-ante Material treten die Sprecher*innen in den ex-post Interviews verstärkt als beobachtende, reflektierende Mitglieder einer betroffenen „Öffentlichkeit“ in Erscheinung. Sie sind zunehmend in der Lage, ökonomische Zwänge und strategisches Handeln von Wissenschaftler*innen zu benennen. Sie beschreiben und bewerten die Bedingungen wissenschaftlicher Praxis differenziert – insbesondere im Hinblick auf Abhängigkeiten von Drittmitteln, Projektlogiken und ökonomischen Anforderungen. Die wiederholt eingesetzte Ich-Perspektive („Ich meine...“) deutet auf eine persönlichere Auseinandersetzung mit der Rolle von Wissenschaft in der Gesellschaft hin. Auch wenn die eigene Position gegenüber der Wissenschaft nicht aktiv gestaltet wird, ist doch eine kritisch-reflektierende Beobachter*innenrolle erkennbar, die sich ihrer eigenen gesellschaftlichen Perspektive und der Strukturbedingungen von Forschung bewusst ist. Im Vergleich zum ex-ante Diskurs bedeutet dies eine Stärkung der subjektiven Reflexionsfähigkeit und Diskursbeteiligung.

4.3.2.2.3 Im Diskurs aufgegriffene normative Ordnungen (Boltanski & Thévenot)

Die Rechtfertigungslogiken, auf die sich die Interviewten im ex-post Diskurs stützen, verschieben sich signifikant. Während in der ex-ante Phase vorwiegend die industrielle und zivile Welt dominierten, zeigen sich nun verstärkt Bezüge zur Welt des Marktes: Wissenschaft wird unter Wettbewerbsbedingungen betrachtet, die ihre Unabhängigkeit gefährden und zu strategischem Handeln zwingen. Begriffe wie „sich verkaufen“, „Förderlogik“, „projektbezogen“ oder „wer besser präsentiert“ verweisen auf eine Ökonomisierung des Wissenschaftssystems aus Sicht der Bürger*innen. Die industrielle Welt – etwa durch Bezug auf Effizienz oder messbaren Fortschritt – tritt hingegen in den

Hintergrund. Diese Verschiebung der Rechtfertigungsordnungen verweist darauf, dass Bürger*innen nach dem Verfahren nicht nur differenzierter argumentieren, sondern auch strukturelle Spannungen innerhalb des Wissenschaftssystems erkennen und artikulieren können.

4.3.2.2.4 Zwischenresümee zur Positionierungsarbeit im ex-post Diskurs zum Thema Wissenschaft und Geld

Im ex-post Diskurs zeigt sich eine deutlich ausdifferenziertere und kritischere Positionierungsarbeit der Bürger*innen gegenüber der Wissenschaft im Themenfeld der Finanzierung. Zwar bleibt die normative Grundannahme bestehen, dass öffentlich finanzierte Wissenschaft eine Rückgabeverpflichtung gegenüber der Gesellschaft hat, doch wird dieses Idealbild zunehmend durch strukturelle Reflexionen überlagert. Die Befragten verweisen verstärkt auf die Abhängigkeit von Drittmitteln, die Rolle von nicht staatlichen Geldgeber*innen und die daraus resultierenden strategischen Anforderungen an Wissenschaftler*innen.

Diese Entwicklungen führen zu einer marktförmigen Fremdpositionierung der Wissenschaft: Sie erscheint nicht mehr primär als neutrale Erkenntnissuchende, sondern als Akteurin in einem kompetitiven System, in dem Präsentationsfähigkeit, Mittelakquise und Anpassungsleistung zentrale Erfolgsfaktoren sind. Die Vorstellung von Wissenschaft als gesellschaftlicher Dienstleisterin weicht einem Bild, das von wirtschaftlichen Zwängen und selektiven Förderlogiken geprägt ist.

Parallel dazu wird auch die Selbstpositionierung der Bürger*innen reflexiver: Sie begreifen sich zunehmend als beobachtende und urteilsfähige Mitglieder der „Öffentlichkeit“, die die Bedingungen wissenschaftlicher Praxis analysieren und bewerten. Ihre Einschätzungen zeugen von einem gewachsenen Verständnis für die systemischen Herausforderungen, unter denen Wissenschaft agiert, und davon, dass diese Herausforderungen auch die Qualität und Glaubwürdigkeit wissenschaftlicher Kommunikation beeinflussen.

Die herangezogenen Rechtfertigungsordnungen verschieben sich ebenfalls: Neben zivilen und industriellen Bezügen treten vermehrt marktlogische Argumentationen in den Vordergrund. Damit wird das Verhältnis von Wissenschaft, „Öffentlichkeit“ und Geld nicht

mehr linear, sondern als spannungsgeladenes Gefüge zwischen gesellschaftlicher Erwartung, ökonomischer Realität und strategischer Selbstdarstellung gedacht.

Insgesamt verdeutlicht die Positionierungsarbeit ex-post, dass partizipative Verfahren das argumentative Repertoire von teilnehmenden Bürger*innen im Hinblick auf Wissenschaft erweitern können.

4.3.2.3 Zwischenresümee zur Positionierungsarbeit im Diskurs um Wissenschaft und Geld

Im Vergleich der ex-ante und ex-post Daten zur diskursiven Positionierung von Bürger*innen im Themenfeld „Wissenschaft und Geld“ zeigen sich sowohl Kontinuitäten als auch signifikante Verschiebungen im Deutungsmuster.

Konstant bleibt das grundlegende Verständnis eines normativen Austauschverhältnisses: Wissenschaft wird in beiden Phasen als durch öffentliche Mittel (mit-)finanzierte Institution wahrgenommen, die im Gegenzug zur Rechenschaft verpflichtet ist. Diese Vorstellung einer Rückgabepflicht stützt sich stark auf Rechtfertigungsordnungen der zivilen Welt (Legitimität durch Gemeinwohlorientierung) und der industriellen Welt (Effizienz, Nutzen, Verantwortung).

Unterschiede zeigen sich jedoch in der Tiefe und Komplexität der Diskurse. Im ex-ante Diskurs dominieren eher lineare Argumentationen, in denen die Bürger*innen sich als Teil einer zahlenden „Öffentlichkeit“ verstehen, die ein Recht auf Transparenz und Nutzen hat. Wissenschaft erscheint dabei als funktionale Dienstleisterin mit Rechenschaftspflicht – ohne tiefergehende Auseinandersetzung mit den strukturellen Rahmenbedingungen wissenschaftlicher Praxis.

Im ex-post Diskurs hingegen tritt eine deutlich differenziertere Perspektive zutage. Die Interviewten reflektieren nicht nur den normativen Anspruch an Wissenschaft, sondern setzen sich auch kritisch mit ökonomischen Zwängen, Wettbewerbslogiken und strategischen Selbstdarstellungen auseinander. Wissenschaft wird nicht mehr nur als legitime Empfängerin öffentlicher Mittel gedacht, sondern zunehmend auch als marktförmig gesteuerte Akteurin, deren Forschungspraxis durch externe Geldgeber, Projektlogiken und Präsentationsfähigkeit beeinflusst wird. Damit verschiebt sich die Rechtfertigungsbasis: Neben zivilen und industriellen Argumenten tritt deutlich die

Marktlogik hinzu, ergänzt um Elemente der Welt der Meinung (Informationsverzerrung) und der Inspiration (Wissenschaftler*innen als leidenschaftlich Forschende, die Kompromisse eingehen müssen).

Auch auf der Ebene der Selbstpositionierung verändert sich das Bild: Während die Bürger*innen sich ex-ante primär als „zahlende Öffentlichkeit“ mit Rechenschaftsanspruch begreifen, treten sie ex-post stärker als beobachtende, kritisch-reflektierende Mitglieder einer betroffenen „Öffentlichkeit“ in Erscheinung. Ihre Aussagen zeugen nun häufiger von einem gewachsenen Bewusstsein für die strukturellen Bedingungen und Interessenskonflikte wissenschaftlicher Arbeit, ohne dabei jedoch in eine aktiv gestaltende Rolle zu wechseln.

Insgesamt zeigt sich: Das partizipative Verfahren hat zu einer zunehmenden diskursiven Komplexität und Reflexivität in der Positionierungsarbeit geführt. Wissenschaft erscheint nicht mehr als monolithische Dienstleisterin, sondern als ambivalente, systemisch eingebettete Institution, deren Handeln unter vielfältigen externen Einflussfaktoren steht – und die dennoch einen zentralen Beitrag zum Gemeinwohl leisten soll.

Die Kopplung von Transparenz, Rechenschaft und Finanzierung spiegelt Befunde von Felt und Fochler (2010) zu Legitimationsnarrativen und von Wynne (1992) zu relationalem Vertrauen: Akzeptanz entsteht dort, wo Verständlichkeit, Relevanz und Verantwortlichkeit sichtbar zusammenfallen.

Damit bestätigt das Material, dass Legitimität von Wissenschaft koproduziert wird: Finanzierungsarrangements, Transparenzpraktiken und öffentliche Erwartungen greifen ineinander – und verschieben nach partizipativer Erfahrung die moralische Ökonomie von öffentlichem Auftrag hin zu einer expliziten Aushandlung zwischen Gemeinwohl-, Effizienz- und Marktlogiken (Boltanski & Thévenot, 2007).

Aufbauend auf den zuvor beschriebenen methodischen Zugängen wird im Folgenden das nächste zentrale Themenfeld „Steering durch Öffentlichkeit“ vertiefend analysiert. Anhand der Aussagen der Befragten wird rekonstruiert, wie sie in diesem Diskurs ihre Positionierungen gegenüber Wissenschaft herstellen, welche normativen Bezugspunkte sie dabei aufrufen und inwiefern sich diese Bezüge zwischen den Interviews vor und nach dem Partizipationsverfahren verändern.

4.3.3 Die Positionierungsarbeit im Diskurs Steering durch „Öffentlichkeit“

Eine weitere Thematik, die sowohl in der Kategorie der Aufgabe von Wissenschaft als auch beim Thema Geld und Wissenschaft angeklungen ist, ist das Thema der Einflussnahme auf Wissenschaft. Bei dem Diskurs um die Aufgabe von Wissenschaft wurde angemerkt, dass die „Öffentlichkeit“ einen Anspruch habe, lenkend einzugreifen, basierend auf ihrer Finanzierungsrolle gegenüber der Wissenschaft. Auch beim Thema Geld und Wissenschaft wird die Steuerung thematisiert, bspw. indem externe Geldgeber mitbestimmen können, was geforscht wird. Daher soll an dieser Stelle als weitere Ergänzung auch die Kategorie im Datenmaterial rund um das Thema Steering durch „Öffentlichkeit“ mit in die Analyse einbezogen werden.

Der dritte Themenbereich widmet sich den Vorstellungen der Befragten über das Verhältnis von Wissenschaft und „Öffentlichkeit“. Im Mittelpunkt steht, wie Bürger*innen den Austausch zwischen Forschenden und Gesellschaft bewerten, welche Erwartungen sie an Kommunikation, Transparenz und Verständlichkeit richten und wie sie ihre eigene Rolle in diesem Beziehungsgefüge beschreiben.

Im Sinne von Mike Michaels Unterscheidung zwischen Science-in-General und Public-in-Particular lässt sich der Diskurs um öffentliche Reflexion als Aushandlung dieser Grenzziehung verstehen: Die Interviewten sprechen über Wissenschaft meist in generalisierter Form, während sie sich selbst als Teil einer moralischen „Öffentlichkeit“ konstruieren, die situativ (Public-in-Particular) korrigierend eingreifen kann.

Aufbauend auf der Kategorie Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ wird analysiert, wie die Interviewten die Grenze zwischen wissenschaftlichem und öffentlichem Wissen ziehen und welche Formen von Legitimität sie dabei aufrufen. Die theoretische Rahmung durch Boltanski und Thévenot (2007) ermöglicht, diese Bezugnahmen als moralische Rechtfertigungen zu verstehen: Wissenschaft wird teils in der Welt der Meinung als Kommunikations- und Anerkennungsprozess, teils in der häuslichen oder zivilen Welt als Beziehungssystem des Vertrauens und der Verantwortung interpretiert.

Die Analyse vergleicht die Positionierungsarbeit vor und nach dem Partizipationsverfahren und fragt danach, inwiefern der direkte Austausch mit Forschenden zu einer Verschiebung in der Wahrnehmung öffentlicher Wissenschaftskommunikation geführt hat. Damit wird erkennbar, welche Vorstellungen

von „Öffentlichkeit“, Teilhabe und gegenseitiger Reflexivität das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Bürger*innen prägen.

Während im Diskurs zu Wissenschaft und Geld die materielle Abhängigkeit im Vordergrund stand, richtet sich der Blick hier auf symbolische und moralische Rückkopplungen zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“.

4.3.3.1 Vor dem Partizipationsverfahren

Im ex-ante Diskurs artikulieren viele Bürger*innen eine Idealvorstellung davon, wie sich das Verhältnis zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ gestalten sollte. Zentrale Bedeutung kommt dabei der Idee zu, dass die „Öffentlichkeit“ nicht nur informiert werden sollte, sondern auch selbst eine aktive Rolle im wissenschaftlichen Prozess einnehmen kann – etwa indem sie ethische Rückmeldungen und normative Orientierung bietet. Die „Öffentlichkeit“ wird in dieser Konzeption nicht als fachlich gleichwertige, sondern als moralisch relevante Instanz beschrieben, die dazu beitragen kann, die Richtung und Praxis wissenschaftlicher Arbeit zu beeinflussen.

So beschreibt L2w, dass Wissenschaftler*innen durch Rückmeldungen aus der „Öffentlichkeit“ bereits im Vorfeld über mögliche Probleme oder gesellschaftliche Resonanzen ihrer Forschung nachdenken könnten:

„[...] sie können sich dann vorher schon ein bissl Gedanken machen, ob das, was sie tun, vielleicht richtig oder sinnvoll ist [...].“ (L2w, vor dem Verfahren, S. 9)

Sie betont zudem, dass gesellschaftliche Rückmeldungen blinde Flecken in der wissenschaftlichen Perspektive aufzeigen könnten, weil Wissenschaftler*innen *„ganz anders denken“* (L2w, vor dem Verfahren, S. 13). Diese Aussagen verweisen auf ein grundlegendes Spannungsverhältnis: Die Interviewte nimmt an, dass Wissenschaftler*innen ihre Forschung häufig losgelöst von gesellschaftlichen Realitäten betreiben, während die „Öffentlichkeit“ dafür sensibilisieren könne, welche Werte, Ängste und sozialen Implikationen mit wissenschaftlichem Fortschritt verbunden sind.

In dieser Logik wird die Wissenschaft nicht nur als Wissensproduzentin, sondern auch als lernende und zuweilen korrigierbare Akteurin gedacht, die auf gesellschaftliche

Impulse angewiesen ist. L14w bringt diese Vorstellung auf den Punkt, wenn sie davon spricht, dass Rückmeldungen aus der Gesellschaft als „*Wegweiser*“ für die Wissenschaft fungieren können (L14w, vor dem Verfahren, S. 14). Auch L6m formuliert eine ähnliche Idee, indem er fordert, Wissenschaftler*innen mit den „*Ängsten, den Empfindungen, den Wahrnehmungen*“ der Gesellschaft zu konfrontieren, um sie etwa zu ermutigen, bestimmte Forschungsvorhaben nicht weiterzuverfolgen: „[...] *sie auch mutiger zu machen, etwaige Dinge nicht zu tun oder bestimmte Dinge auszulassen oder bestimmte Methoden [...].*“ (L6m, vor dem Verfahren, S. 13).

Daraus ergibt sich ein normativer Anspruch an Wissenschaft: Sie soll nicht nur auf technische Machbarkeit fokussieren, sondern auch gesellschaftliche Werte, Sorgen und moralische Grenzen in ihre Arbeit integrieren.

Diese ethische Rahmung findet sich auch in anderen Interviews, in denen Wissenschaft explizit als korrigierbar und auf Orientierung angewiesen beschrieben wird. So erklärt L10w:

„Also die Öffentlichkeit mit den Wissenschaftlern – damit eben mehr Verständnis dafür da ist, was da eigentlich passiert [...] Und die Wissenschaft mit der Öffentlichkeit, [...] weil es da Möglichkeiten gibt, eben nicht nur in seinem Bereich was zu sehen und dann sozusagen betriebsblind zu werden oder forschungsblind zu werden, sondern auch Dinge zu übersehen, die jemand, der nicht so sehr mit der Materie betraut ist, sieht. Also von den anderen lernen sozusagen.“
(L10w, vor dem Verfahren, S. 5)

Hier zeigt sich das Ideal einer reziproken Beziehung, in der Wissenschaft und Gesellschaft voneinander lernen: Die „Öffentlichkeit“ ergänzt wissenschaftliche Expertise um ethische und lebensweltliche Perspektiven. Der Austausch zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ wird dabei explizit als zweiseitig gedacht. Neben der Bringschuld der Wissenschaft – Informationen transparent und verständlich bereitzustellen – wird eine Holschuld betont: Wissenschaft soll aktiv gesellschaftliche Meinungen und Wertorientierungen einholen. „[...] *er soll sich die Meinung anderer auch einholen*“, fordert L9m (vor dem Verfahren, S. 16). Dieses Einholen von Perspektiven dient nicht der Erweiterung fachlichen Wissens, sondern soll Wissenschaft vor

„Betriebsblindheit“ bewahren und sicherstellen, dass sie „die Bodenhaftung nicht verlieren“ (L5w, vor dem Verfahren, S. 11).

In dieser Argumentationslogik beschreiben die Befragten eine Beziehung, in der die „Öffentlichkeit“ der Wissenschaft etwas Wesentliches zur Verfügung stellt – nicht Wissen im engeren Sinn, sondern moralische Orientierung und ein Bewusstsein für gesellschaftliche Implikationen. Nur so könne die Wissenschaft sicherstellen, dass ihre Erkenntnisse gesellschaftsfähig und ethisch vertretbar bleiben.

Einige Befragte deuten diesen Austausch darüber hinaus als Voraussetzung für wissenschaftliche Kreativität und Relevanz: Durch die Begegnung mit der „Öffentlichkeit“ könnten neue Ideen entstehen und bisher unbeachtete Forschungsfelder sichtbar werden (vgl. L4m, vor dem Verfahren, S. 14; L3w, vor dem Verfahren, S. 13). Sie betonen, dass der Dialog nicht nur der Legitimation, sondern auch der inhaltlichen Weiterentwicklung der Wissenschaft diene:

„Um Akzeptanz in der Gesellschaft zu bekommen – und aber auch eben wieder, um zu wissen, was will eigentlich die Gesellschaft, [...] wo sind noch Ressourcen, wo man noch forschen könnte. Im Dialog mit vielen Menschen bekommt man natürlich auch viele Ideen, denen nachzugehen.“ (L3w, vor dem Verfahren, S. 15)

Diese idealtypische Verbindung von „Öffentlichkeit“ und Wissenschaft wird jedoch klar asymmetrisch gedacht. Zwar wird der „Öffentlichkeit“ eine bedeutsame Rolle als ethisches Korrektiv zugesprochen, doch verbleibt sie in einer weitgehend passiven Position: Sie wird nicht als aktiv gestaltende Instanz verstanden, sondern als Impulsgeberin, deren Rückmeldungen von der Wissenschaft abgeholt und verarbeitet werden müssen. Die Wissenschaft dagegen bleibt diejenige, die interpretiert, entscheidet und letztlich die Form und Richtung des Dialogs bestimmt.

Auffällig ist zudem, dass in mehreren Zitaten ein pädagogisches Moment anklingt: Wissenschaftler*innen könnten durch den Kontakt mit der „Öffentlichkeit“ nicht nur ihre Forschung reflektieren, sondern auch sich selbst – ihr Berufsbild, ihre Haltung und ihre gesellschaftliche Rolle. L13m beschreibt diesen Reflexionsprozess so:

„[...] sein Berufsbild und sich als Person irgendwie (.) zu reflektieren, wie werde ich und meine Arbeit in der Gesellschaft gesehen? Und was muss ich vielleicht anders machen [...] damit sich meine Wunschvorstellung dessen, wie ich wahrgenommen werde, auch dahin entwickelt“ (L13m, vor dem Verfahren, S. 18).

Die „Öffentlichkeit“ fungiert in dieser Perspektive als Spiegel und Resonanzraum, in dem sich Wissenschaft und Forschende ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewusst werden.

Insgesamt wird im ex-ante Diskurs zur Einflussnahme auf Wissenschaft ein normatives Idealbild gezeichnet, in dem sich Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ in einem wertschätzenden, aber asymmetrischen Dialog begegnen. Die „Öffentlichkeit“ erscheint als ethisch sensible, mit moralischer Urteilskraft ausgestattete Instanz, die der Wissenschaft Orientierung geben kann – sowohl hinsichtlich gesellschaftlicher Werte als auch zur persönlichen Reflexion der Forschenden. Wissenschaft bleibt jedoch die dominante Akteurin im Diskurs: Sie trägt die Verantwortung, sich zu öffnen, verständlich zu kommunizieren und Rückmeldungen proaktiv einzuholen.

4.3.3.1.1 Fremdpositionierung der Wissenschaft durch Bürger*innen (Davies & Harré)

Im ex-ante Diskurs wird die Wissenschaft von den Bürger*innen als machtvolle, jedoch potenziell entkoppelte Akteurin beschrieben, die ihren Fokus vorrangig auf Forschung legt, dabei aber zu wenig gesellschaftliche Rückkopplung einholt. Die Fremdpositionierungen zeichnen das Bild einer Wissenschaft, die in ihrer eigenen Logik operiert, dabei aber Gefahr läuft, betriebsblind zu werden oder gesellschaftliche Auswirkungen zu übersehen: *„[...] weil sie ganz anders denken.“* (L2w, vor dem Verfahren, S. 13). Wissenschaft erscheint als rationaler, fachlich hoch spezialisierter Betrieb, der ethische oder soziale Implikationen nicht von sich aus bedenkt, sondern auf Impulse von außen angewiesen ist.

Gleichzeitig wird die Wissenschaft aber auch als lern- und dialogfähig imaginiert – als eine Institution, die von Rückmeldungen profitieren kann, um sich zu reflektieren und ihre Tätigkeit ethisch auszurichten. Diese Ambivalenz schlägt sich im Bild einer

„forschungsblinden“ Wissenschaft nieder, die aber durch den Kontakt mit der Gesellschaft „*mutiger*“ werden und besser entscheiden könne, „*etwaige Dinge nicht zu tun*“ (L6m, vor dem Verfahren, S. 13). Auch in Bezug auf ihre Selbstwahrnehmung wird ihr Unsicherheit zugeschrieben: L13m stellt die Hypothese auf, dass Wissenschaftler*innen ihre gesellschaftliche Wirkung möglicherweise überschätzen und durch gesellschaftliche Rückmeldungen lernen könnten, „*wie ich wahrgenommen werde*“ (L13m, vor dem Verfahren, S. 18).

Die Fremdpositionierung rahmt Wissenschaft damit einerseits als dominante Akteurin mit Entscheidungshoheit über Forschungsprozesse, andererseits als reflexionsbedürftige Institution, der es an moralischer Rückbindung mangelt und die auf gesellschaftliche Orientierungshilfen angewiesen ist.

4.3.3.1.2 Selbstpositionierung der Bürger*innen (Davies & Harré)

Die Bürger*innen positionieren sich im ex-ante Diskurs primär als moralische Beobachter*innen und potenzielle Korrektivinstanz. Ihre Rolle besteht nicht in der Mitgestaltung wissenschaftlicher Inhalte, sondern in der Artikulation gesellschaftlicher Werte, Bedenken und Wahrnehmungen. Dabei nehmen sie sich selbst als Repräsentant*innen einer moralischen „Öffentlichkeit“ wahr, die einen legitimen Anspruch auf Gehör hat: „[...] *er soll sich die Meinung anderer auch einholen*“ (L9m, vor dem Verfahren, S. 16). Dieses „Einholen“ wird als notwendig erachtet, damit die Wissenschaft „*die Bodenhaftung nicht verlieren*“ (L5w, vor dem Verfahren, S. 11).

In den Selbstpositionierungen wird zudem eine asymmetrische Beziehung erkennbar: Die Wissenschaft soll aktiv kommunizieren und die „Öffentlichkeit“ konsultieren, während diese bereitsteht, ihre Perspektiven beizutragen – wenn sie gefragt wird. Die Interviewten positionieren sich also nicht als Mitentscheidende, sondern als ethisch sensible Resonanzräume für wissenschaftliches Handeln. Sie beanspruchen, normative Hinweise geben zu können, etwa durch den Verweis auf gesellschaftliche Akzeptanz, Ängste oder Werte.

Diese Form der Selbstverortung deutet auf ein bewusstes Rollenverständnis hin: Die Bürger*innen sehen sich nicht als inkompetent oder unwissend, sondern als Träger*innen gesellschaftlich relevanter Perspektiven. Ihre Rolle besteht darin,

Wissenschaft in einen größeren ethischen und sozialen Rahmen zu stellen – und sie dadurch zu „erden“.

4.3.3.1.3 Im Diskurs aufgegriffene normative Ordnungen (Boltanski & Thévenot)

Die in den Interviews sichtbaren Rechtfertigungslogiken lassen sich vor allem folgenden Welten zuordnen:

- **Zivile Welt:** In dieser Welt wird betont, dass Wissenschaft der Gesellschaft gegenüber Rechenschaft schuldet und mit ihr in Austausch treten muss. Die „Öffentlichkeit“ wird als moralisch gleichberechtigte Instanz gesehen, deren Werte und Bedürfnisse in Forschungsvorhaben Eingang finden sollen. Die wiederholte Betonung von Rückkopplung, Verantwortung und gesellschaftlicher Relevanz verweist auf die zivile Ordnung.
- **Welt der Inspiration:** In vielen Zitaten schwingt die Vorstellung mit, dass Wissenschaft durch gesellschaftliche Rückmeldungen zu neuen Denkweisen angeregt wird. Die Aussage von L13m, Forscher*innen könnten sich selbst hinterfragen und über ihr „*Berufsbild*“ nachdenken, verweist auf eine kreative, reflexive Komponente im Ideal der Wissenschaft, die auf Input von außen angewiesen ist, um innovativ und menschlich zu bleiben.
- **Welt der Meinung:** In einigen Passagen wird die Bedeutung subjektiver Wahrnehmung, gesellschaftlicher Ängste und individueller Sichtweisen betont – insbesondere, wenn von „*Empfindungen*“, „*Ängsten*“ oder „*Wahrnehmungen*“ gesprochen wird (vgl. L6m, vor dem Verfahren, 468ff.). Die Akzeptanz wissenschaftlicher Ergebnisse wird als emotional und kulturell vermittelt verstanden – was die Geltung öffentlicher Meinung als Legitimationsgrundlage betont.

Insgesamt lässt sich sagen, dass die Interviewten im ex-ante Diskurs multiple Ordnungen mobilisieren, um eine moralisch-verantwortliche Wissenschaft zu fordern, die sich nicht nur an Effizienz oder Erkenntnisgewinn orientiert, sondern ihre Praxis an gesellschaftlichen Werten und dem Dialog mit der „Öffentlichkeit“ ausrichtet.

4.3.3.1.4 Zwischenresümee zur Positionierungsarbeit im ex-ante Diskurs zum Thema Steering durch „Öffentlichkeit“

Im ex-ante Diskurs offenbart sich ein idealisiertes Bild der Beziehung zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“, das von einer normativen Vorstellung gegenseitiger Anschlussfähigkeit geprägt ist. Die Bürger*innen positionieren die Wissenschaft als potenziell lernfähige, jedoch häufig blinden Flecken unterliegende Akteurin, die auf gesellschaftliche Rückmeldungen angewiesen ist, um moralisch verantwortungsvoll und gesellschaftlich relevant handeln zu können. Dabei tritt die Vorstellung einer ethischen Korrektivfunktion der „Öffentlichkeit“ hervor: Die Wissenschaft soll nicht nur informieren, sondern auch aktiv Informationen einholen – insbesondere in Bezug auf die Werte, Sorgen und Wahrnehmungen der Bevölkerung.

Die Selbstpositionierungen der Interviewten verorten sie primär als beobachtende, reflexive Mitglieder der Gesellschaft, die im Austausch mit der Wissenschaft eine moralische Orientierung bieten können. Die „Öffentlichkeit“ wird dabei weniger als epistemisch ebenbürtig, denn als moralisch legitimierte Instanz konstruiert, deren Aufgabe es ist, ethische Rückkopplung zu leisten – etwa im Sinne von Warnungen, Mahnungen oder Sensibilisierung für gesellschaftliche Wirkungen.

Die dabei aktivierten normativen Ordnungen verweisen vorrangig auf die zivile Welt, ergänzt durch Bezugnahmen auf die Welt der Meinung und der Inspiration. Die Forderung nach Teilhabe, Transparenz und moralischer Rechenschaftspflicht zeigt ein stark normativ aufgeladenes Verständnis von Wissenschaft als gesellschaftlich eingebetteter Praxis, die sich nicht allein durch Erkenntnis legitimiert, sondern durch ihre Beziehung zur „Öffentlichkeit“.

Im Ergebnis deutet die Positionierungsarbeit im ex-ante Material auf ein Verhältnis hin, das auf ethischer Kommunikation, normativer Rückbindung und idealisierter Gegenseitigkeit beruht – wobei die asymmetrische Struktur des Austauschs (aktive Wissenschaft, passive „Öffentlichkeit“) letztlich bestehen bleibt. Die Positionierungen folgen damit einem Idealbild partizipativer Wissenschaft, das stark von gesellschaftlicher Erwartung geprägt ist, aber noch wenig differenzierte Kenntnis wissenschaftlicher Praxis oder systemischer Bedingungen erkennen lässt.

Diese asymmetrische Struktur spiegelt, dass Bürger*innen zwar moralische Legitimität beanspruchen, aber institutionell wenig Handlungsmacht besitzen – ein Spannungsverhältnis, das partizipative Verfahren sichtbar macht, aber nicht auflöst.

4.3.4 Nach dem Partizipationsverfahren

Im Anschluss an das partizipative Verfahren bleibt das Thema „Steering“ – also die Frage nach Rückkopplung und ethischer Ausrichtung wissenschaftlicher Praxis durch die „Öffentlichkeit“ – zentral im Diskurs der Bürger*innen. Auffällig ist, dass viele Interviewte weiterhin betonen, dass Wissenschaft gesellschaftliche Rückmeldungen brauche, um sich nicht in fachlicher Selbstbezüglichkeit zu verlieren. Die „Öffentlichkeit“ wird dabei als Instanz beschrieben, die das *„Gewissen der Wissenschaft“* berührt (L2w, nach dem Verfahren, S. 28) oder – wie L5w hervorhebt – als Impulsgeberin, die dabei hilft, *„einfach ein bisschen abseits von dem nur Fachlichen“* neue Denkanstöße zu setzen (L5w, nach dem Verfahren, S. 11).

Diese Zitate verdeutlichen, dass das Ideal einer moralischen Rückbindung wissenschaftlicher Arbeit bestehen bleibt. Gesellschaftliche Rückmeldungen werden weiterhin als wertvoller Spiegel verstanden, der Wissenschaftler*innen daran erinnert, sich auch mit den normativen, ethischen und sozialen Implikationen ihres Tuns auseinanderzusetzen. L2w formuliert dies besonders pointiert: Die „Öffentlichkeit“ solle *„am Gewissen vielleicht rüttelt und sagt, also Leute: Achtung“* (L2w, nach dem Verfahren, S.28).

Wie bereits in der ex-ante Phase wünschen sich die Interviewten, dass Wissenschaft nicht ausschließlich innerhalb ihrer eigenen Logik agiert, sondern sich mit gesellschaftlichen Perspektiven auseinandersetzt, bevor irreversible Entscheidungen getroffen werden. Neu ist jedoch, dass die Befragten ihre Aussagen nun stärker auf das Erlebte im Beteiligungsverfahren beziehen. L9m reflektiert, dass es bei der Einbindung von Bürger*innen darum gegangen sei, den „Normalbürger“ einmal zu involvieren und *„zu wissen, wie kommt denn die Wissenschaft beim Normalbürger an?“* (L9m, nach dem Verfahren, S. 10). Die Beteiligung wird damit als Möglichkeit verstanden, Wissenschaft mit den Wahrnehmungen und Alltagsdeutungen der Bevölkerung zu konfrontieren – ein Versuch, Distanz zu überbrücken und gegenseitiges Verständnis zu fördern.

Einige Teilnehmer*innen gehen sogar darüber hinaus und beschreiben sich selbst als aktive Reflexionsinstanz für die Forschenden. So äußert L7w die Hoffnung, dass die

Wissenschaftler*innen „das jetzt einmal mitbekommen haben und sie sich jetzt darüber Gedanken machen“ (L7w, nach dem Verfahren, S. 22). Ähnlich sieht L6m im Verfahren eine Chance, dass Forschende „mal ungefiltert andere Ideen, Meinungen [und] Skepsis“ hören konnten (L6m, nach dem Verfahren, S. 3). Auch L13m deutet auf die Bedeutung dieses Experiments hin: Man wolle „austesten, wie das in einer interessierten „Öffentlichkeit“ aufgenommen wird“ und beobachten, „wie Leute [...] reagieren auf einzelne Probleme“ (L13m, nach dem Verfahren, S. 1).

Diese Aussagen deuten auf einen gewissen Lerneffekt hin – zumindest in der Wahrnehmung der Bürger*innen: Sie nehmen an, dass das Verfahren Wissenschaftler*innen dazu anregen könnte, über gesellschaftliche Erwartungen und ethische Fragen nachzudenken.

Gleichzeitig werden in den ex-post-Interviews aber auch Grenzen dieser Rückkopplung deutlich. Mehrere Befragte äußern Zweifel, ob sich die Sichtweisen der Forschenden tatsächlich verändert hätten. L3w resümiert:

„Aber wirklich, dass ich [...] ihr Bild geändert hätte, oder dass sie da jetzt Meinungen oder Richtungen von uns Laien aufgenommen hätten, [...] das hätte ich nicht beobachten können“ (L3w, nach dem Verfahren, S. 14).

Auch L14m beschreibt die Dynamik eher ernüchtert:

„Die Meinungen werden die Wissenschaftler [...] nicht ändern. [...] Jeder geht nach Hause und macht weiter so. [...] Aber wenigstens wurden Fragen in den Raum geworfen und werden auch einige, hoffe ich, in der Zukunft Gedanken auch machen“ (L14m, nach dem Verfahren, S. 15).

Hier schwingt eine leise Enttäuschung mit: Zwar wird die Rolle der „Öffentlichkeit“ als notwendig anerkannt, doch die tatsächliche Wirkmacht dieser Rückmeldungen wird zunehmend skeptisch betrachtet. Einige Befragte berichten, dass sich frühere Zweifel an der Reflexionsbereitschaft der Wissenschaft bestätigt hätten. L12m formuliert:

„[...] die Wissenschaftler verdrängen die Sachen, war irgendwie so meine diffuse Vorstellung, und die möchten auch über die Sachen nicht nachdenken. Und das hat sich für mich eigentlich bestätigt“ (L12m, nach dem Verfahren, S. 9).

Trotz dieser Ernüchterung bleibt die normative Idee der gegenseitigen Rückkopplung bestehen. L13m bringt diesen Wunsch prägnant auf den Punkt: Wissenschaftler*innen sollten sich stärker damit beschäftigen, *„was passiert außerhalb vom Labor und wie sehen das Leute, die, die jetzt nicht mit dem konfrontiert sind, was ich tue, aber trotzdem vielleicht irgendwann einmal damit umgehen müssen“* (L13m, nach dem Verfahren, S. 7).

Insgesamt zeigt sich der ex-post Diskurs zum Thema Steering als ambivalent: Die „Öffentlichkeit“ wird weiterhin als moralisch-ethische Reflexionsinstanz imaginiert, doch die Erwartungen an ihre tatsächliche Wirkung sind realistischer geworden. Während der Idealismus des ex-ante Diskurses einer nüchternen Einschätzung institutioneller Grenzen weicht, bleibt die Überzeugung bestehen, dass dialogische Formate wertvolle Impulse liefern können – selbst dann, wenn sie nicht unmittelbar zu sichtbaren Veränderungen führen.

Der partizipative Prozess hat somit weniger zu einer Verschiebung der Grundhaltungen geführt als vielmehr zu einer Vertiefung des Verständnisses für die wechselseitigen Grenzen und Möglichkeiten von Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ im gemeinsamen Aushandeln ethischer Orientierung.

4.3.4.1.1 Fremdpositionierung der Wissenschaft durch die Bürger*innen (Davies & Harré)

Die Wissenschaft wird in den Nachher-Interviews nicht mehr bloß als verstehensbedürftig, sondern als strukturveränderbar adressiert. Interviewte betonen, dass Wissenschaftler*innen von Perspektiven aus der Öffentlichkeit profitieren können. So beschreibt ein Teilnehmer, dass gerade *„ungefilterte Meinungen“* wertvoll sein können:

„Aber ich denke für die, die teilgenommen haben, ist es wichtig gewesen und ich hoffe, dass für die teilnehmenden Wissenschaftler – es mal eine andere Dimension war, ihre

Arbeit zu betrachten und dass sie diese Chance auch wahrgenommen haben (.) sozusagen mal ungefiltert andere Ideen, Meinungen zu hören, neben der Bewunderung für das, was sie tun, aber auch die Skepsis: Brauchen wir das wirklich? So, würde ich es ungefähr umreißen.“ (L6m, nach dem Verfahren, S. 3).

Darüber hinaus wird der Öffentlichkeit teilweise eine moralische Korrektivfunktion zugeschrieben, wenn etwa davon gesprochen wird, dass sie „am Gewissen rüttelt“ und Forschende auf gesellschaftliche Folgen aufmerksam macht (L2w, nach dem Verfahren, S. 28).

Diese Fremdpositionierung geht mit einem Perspektivwechsel einher: Wissenschaft erscheint nicht mehr ausschließlich als Expert*innendomäne, sondern als sozial eingebettete Praxis, die auf Rückmeldungen aus der Gesellschaft reagieren kann. Gleichzeitig zeigen einige Aussagen, dass der Einfluss der Öffentlichkeit eher als Anstoß, denn als grundlegende Steuerung verstanden wird. So beschreibt eine Interviewpartnerin die Beteiligung als „Anstoß einmal von außen“, der Wissenschaftler dazu bringen könne, „sich wieder einmal über andere Dinge Gedanken zu machen“, betont jedoch zugleich, dass solche Impulse grundsätzlich in vielen Bereichen notwendig seien und nicht nur die Wissenschaft betreffen (L5w, nach dem Verfahren, S. 11). Beteiligung erscheint damit eher als temporärer Reflexionsimpuls, denn als strukturelle Veränderung wissenschaftlicher Praxis. Damit wird eine ambivalente Fremdposition sichtbar, die zwischen idealistischer Einflussnahme und realistischer Enttäuschung schwankt.

4.3.4.1.2 Selbstpositionierung der Bürger*innen (Davies & Harré)

In den ex-post Aussagen treten die Interviewten deutlich reflektierter in Erscheinung. Sie positionieren sich zunehmend als aktive Mitglieder einer moralisch sensiblen „Öffentlichkeit“, die der Wissenschaft bedeutsame Impulse geben kann. Besonders auffällig ist dabei die häufige Beschreibung der eigenen Rolle als Anstoß von außen, als moralische Instanz oder als Maßstab gesellschaftlicher Wahrnehmung (vgl. L2w, L5w und L9m). In dieser Positionierung liegt eine subtile Aufwertung des eigenen Status gegenüber dem Wissenschaftssystem: Die Bürger*innen verstehen sich nicht mehr nur als zu Informierende, sondern als Co-Reflektierende und Mitgestaltende einer

gesellschaftlich eingebundenen Forschung. Ihre Rolle ist es, ethische Werte, Lebensrealitäten und Alltagsperspektiven einzubringen – nicht, um wissenschaftlich zu urteilen, sondern um gesellschaftlich zu kontextualisieren.

4.3.4.1.3 Im Diskurs aufgegriffene normative Ordnungen (Boltanski & Thévenot)

Im Diskurs zur Rückkopplung zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ treten verstärkt moralische Ordnungen jenseits des rein Funktionalen in Erscheinung. Besonders zentral ist die zivile Welt, in der es um Gemeinwohl, Verantwortungsübernahme und Rechenschaftspflicht geht. Daneben rücken auch die Welt der Inspiration und die Welt der Meinung in den Vordergrund: Die Interviewten legitimieren ihre Rolle über Authentizität, Alltagswissen und Gefühlsäußerung – etwa wenn es heißt, dass es wichtig sei, abseits vom Fachlichen Impulse zu setzen oder Forscher*innen mit Empfindungen und Ängsten zu konfrontieren (L6m, nach dem Verfahren, S.3). In der Logik dieser Welten wird Wissenschaft zur gesellschaftlichen Praxis, die sich rechtfertigen, erklären und rückbinden muss. Die Hol- und Bringschuld von Informationen wird dabei symmetrisch gedacht: Wissenschaft gibt, aber sie soll auch aktiv zuhören und lernen.

4.3.4.1.4 Zwischenresümee zur Positionierungsarbeit im ex-post Diskurs zum Thema Wissenschaft und öffentliche Reflexion

Die ex-post Daten belegen eine qualitative Verschiebung in der Positionierungsarbeit der Bürger*innen: Die Vorstellung einer aktiven Verbindung zwischen Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ wird nicht nur reproduziert, sondern erweitert. Die Bürger*innen beschreiben sich selbst als ethische Korrektive, als Impulsgeber*innen und Reflexionspartner*innen. Damit wird ein Idealbild gezeichnet, in dem Wissenschaft nicht nur fachlich, sondern auch sozial und moralisch rückgebunden ist. Gleichzeitig bleiben auch Zweifel bestehen, ob sich daraus reale Veränderungen im wissenschaftlichen Handeln ergeben. Insgesamt zeigt sich jedoch: Die Positionierungsarbeit nach dem partizipativen Verfahren ist differenzierter, normativ aufgeladener und stärker subjektiviert als in der Ausgangslage.

4.3.4.2 Zwischenresümee zur Positionierungsarbeit im Diskurs Steering durch „Öffentlichkeit“

Im Vergleich der ex-ante und ex-post Positionierungsarbeit zum Thema Steering durch „Öffentlichkeit“ zeigt sich eine markante Vertiefung und Ausdifferenzierung des Diskurses nach dem partizipativen Verfahren.

Ex-ante artikulieren die Bürger*innen primär normative Erwartungen an die Wissenschaft, etwa dass sie sich der Gesellschaft gegenüber rechenschaftspflichtig zeigt, ihre Forschung verständlich kommuniziert und frühzeitig gesellschaftliche Rückmeldungen einholt. Dabei überwiegt eine Idealvorstellung, in der die „Öffentlichkeit“ als moralische Instanz fungiert, die der Wissenschaft Orientierung bietet – z. B., indem sie auf blinde Flecken aufmerksam macht oder ethische Grenzen markiert. Die Interviewten positionieren sich dabei eher implizit und passiv: Sie formulieren Anforderungen, bleiben jedoch selbst außerhalb der Interaktion mit der Wissenschaft. Die Wissenschaft wird als grundsätzlich dialogfähig imaginiert, ihr tatsächliches Handeln bleibt jedoch im Ungefähren.

Ex-post hingegen gewinnen diese Vorstellungen deutlich an Konkretion. Die Interviewten reflektieren ihre eigene Rolle im Partizipationsprozess und beschreiben sich explizit als Reflexionspartner*innen der Wissenschaft. Sie nehmen aktiv Bezug auf ihre Wirkungsmöglichkeiten im Verfahren, aber auch auf wahrgenommene Begrenzungen. Damit geht eine doppelte Bewegung einher: Einerseits erfährt die eigene Rolle eine subjektive Aufwertung – vom passiven Beobachter*in zur* zum aktiven Impulsgeber*in. Andererseits wird auch die Wissenschaft differenzierter beurteilt – etwa in Bezug auf ihre Offenheit für Kritik, ihre institutionelle Trägheit oder ihre selektive Wahrnehmung öffentlicher Rückmeldungen.

Während im ex-ante Diskurs eher idealisierte Imaginationen eines dialogischen Miteinanders überwiegen, zeichnet sich der ex-post Diskurs durch eine realistischere, erfahrungsbasierte und zugleich normativ angereicherte Reflexion aus. Die Bürger*innen entwickeln ein stärkeres Bewusstsein für die Rolle der Wissenschaft in der Gesellschaft und für ihre eigene. Die Positionierungsarbeit verschiebt sich von abstrakten Forderungen hin zu konkreten Bewertungen und persönlichen Einschätzungen. Dadurch wird die Kategorie von Steering durch „Öffentlichkeit“ nicht nur reproduziert, sondern durch die Erfahrung des Verfahrens spürbar transformiert.

Im Sinne von Jasanoffs Konzept der *Co-Production* wird hier sichtbar, wie Wissen und Werte gemeinsam hergestellt werden: Bürger*innen verhandeln in der Begegnung mit Forschenden, welche Formen von Verantwortung, Legitimität und Reflexion als gesellschaftlich gültig gelten.

Die Verschiebung von staatsbürgerlich-inspirativen zu meinungs- und häuslich-moralischen Rechtfertigungen verweist auf eine stärkere Pluralisierung der moralischen Ökonomie von Wissenschaft: Legitimität entsteht zunehmend in der Aushandlung zwischen Gemeinwohl-, Authentizitäts- und Vertrauenslogiken. Damit bestätigen die Daten-Befunde von Felt und Fochler (2010) sowie Wynne (1992), dass öffentliche Reflexivität weniger auf Fachwissen, sondern auf Beziehung, Vertrauen und geteilte Erfahrungsräume gründen. Wissenschaftliche Glaubwürdigkeit entsteht, wenn moralische Kommunikation und institutionelle Offenheit zusammenfallen.

Im Ergebnis verdeutlicht die Positionierungsarbeit, dass partizipative Verfahren keine sofortige Angleichung von Wissenschaft und „Öffentlichkeit“ erzeugen, wohl aber deren gegenseitige Wahrnehmung vertiefen und damit neue Räume für moralische Ko-Reflexivität eröffnen.

4.3.5 Gesamtresümee der empirischen Analyse

Das empirische Kapitel dieser Arbeit zeigt, dass die Positionierungsarbeit von Bürger*innen gegenüber Wissenschaft kein statisches Meinungsbild, sondern ein vielschichtiger, sozial und sprachlich hergestellter Prozess ist. Im Zentrum steht nicht die Frage, ob Bürger*innen Wissenschaft befürworten oder ablehnen, sondern wie sie in unterschiedlichen Diskurskontexten Sinn, Legitimität und Verantwortung aushandeln.

Die Auswertung der Interviews vor und nach dem Partizipationsverfahren verdeutlicht, dass diese Positionierungen relational und kontextabhängig sind: Sie entstehen im Spannungsfeld von gesellschaftlichem Nutzen, ökonomischer Rahmung und öffentlicher Steuerung – drei Dimensionen, die sich als stabile, aber dynamisch verknüpfte Deutungsachsen erwiesen haben.

4.3.5.1 Stabilität und Wandel der Themenfelder

Über alle Fälle hinweg bleibt der Nutzen der Wissenschaft das zentrale Bezugsmuster. Wissenschaft wird – unabhängig vom Zeitpunkt des Interviews – als Fundament

gesellschaftlicher Entwicklung, als Quelle von Innovation und als Voraussetzung für Fortschritt verstanden. Dieses Grundvertrauen bildet den normativen Anker des Diskurses.

Gleichzeitig verändern sich die Begründungsweisen: Während zu Beginn vor allem technologische oder ökonomische Effekte im Vordergrund stehen, rücken nach dem Partizipationsverfahren stärker ethische und gesellschaftliche Argumente in den Fokus. Wissenschaft wird nun nicht nur als leistende, sondern auch als verantwortliche Praxis beschrieben.

Die Themenfelder Wissenschaft und Geld sowie Steering durch „Öffentlichkeit“ gewinnen in den ex-post Interviews deutlich an Relevanz. Diese Verschiebung verweist auf eine wachsende Reflexivität im Verständnis von Wissenschaft als gesellschaftlich eingebettetem System: Die Interviewten erkennen die Abhängigkeit von finanziellen, institutionellen und politischen Rahmenbedingungen und diskutieren, inwieweit „Öffentlichkeit“ berechtigt ist, Einfluss zu nehmen. Partizipation wird dabei nicht als Kontrolle verstanden, sondern als legitimer Anspruch auf Mitgestaltung.

Diese Entwicklung deutet auf eine Verschiebung von funktionalen zu relationalen Deutungsmustern hin. Bürger*innen beschreiben Wissenschaft zunehmend im Kontext sozialer Verantwortung und öffentlicher Legitimation. Im Sinne von Felt und Fochler (2010) lässt sich dies als Ausdruck wachsender reflexiver Modernität verstehen: Die Akteur*innen reflektieren Wissenschaft nicht nur als Erkenntnissystem, sondern als gesellschaftlich verankerte Praxis mit moralischen Implikationen (vgl. Felt & Fochler, 2010, S. 220–223).

4.3.5.2 Positionierungsarbeit als diskursiver Prozess

Ausgehend von der Positionierungstheorie nach Davies und Harré (1990) wird sichtbar, dass Bürger*innen Wissenschaft und sich selbst im Diskurs unterschiedlich verorten. Vor dem Partizipationsverfahren dominieren Fremdpositionierungen: Wissenschaft erscheint als eigenständige, handlungsfähige Entität, der Verantwortung und Wirksamkeit zugeschrieben wird. Die eigene Rolle bleibt passiv („die Wissenschaft sollte ...“). Nach dem Verfahren treten Selbstpositionierungen hervor, in denen Bürger*innen sich als Teil einer reflexiven „Öffentlichkeit“ verstehen – als Beobachter*innen, Lernende oder Mitverantwortliche. Diese Entwicklung verdeutlicht, dass Partizipation vor allem als

Erweiterung diskursiver Rollen wirkt: Sie öffnet Räume, in denen Bürger*innen neue Subjektpositionen ausprobieren und ihre Beziehung zur Wissenschaft aktiver gestalten können.

In dieser diskursiven Bewegung zeigt sich, dass Positionierung nicht das Einnehmen einer fixen Haltung ist, sondern ein sprachlich-performativer Aushandlungsprozess. Bürger*innen konstruieren ihre eigene Rolle immer in Bezug auf die als kollektiv gedachte Instanz „Wissenschaft“ – ein Prozess, der sowohl Identität als auch gesellschaftliche Ordnung mitproduziert (vgl. Davies & Harré, 1990, S. 47–50).

4.3.5.3 Normative Ordnungen und moralische Pluralität

Die Analyse entlang der Theorie der Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot (2007) verdeutlicht, dass Bürger*innen in ihren Begründungen unterschiedliche Wertlogiken aktivieren, um Wissenschaft zu legitimieren oder zu kritisieren. Vor dem Partizipationsverfahren dominieren Bezüge zur industriellen Welt (Effizienz, Leistung, Fortschritt) und zur zivilen Welt (Gemeinwohl, Pflicht). Nach dem Verfahren treten weitere Ordnungen hinzu – insbesondere die Markt-Welt (Finanzierungslogiken, Wettbewerb), die Welt der Inspiration (Vision, Kreativität) und vereinzelt die Welt der Meinung (gesellschaftliche Anerkennung, öffentliche Zustimmung). Diese Erweiterung verweist auf eine zunehmende moralische Pluralität: Bürger*innen kombinieren verschiedene Rechtfertigungsregister, um Wissenschaft einzuordnen. Wissenschaft wird dadurch nicht mehr nur über ihren funktionalen Nutzen, sondern über multiple moralische Bezugspunkte legitimiert.

Im Sinne von Jasanoff (2004) und Felt (2017) kann diese Entwicklung als Form sozialer *Co-Production* verstanden werden: Durch die diskursive Auseinandersetzung entstehen zugleich epistemische und normative Ordnungen – also Vorstellungen darüber, was Wissenschaft ist und welche Werte sie verkörpert (vgl. Boltanski & Thévenot, 2007, S. 137–140; Jasanoff, 2004, S. 2–4; Felt, 2017, S. 52–54).

4.3.5.4 Soziale und individuelle Varianzen

Die empirische Analyse zeigt auch, dass die Art der Argumentation sozial situiert ist. Weibliche Befragte verknüpfen ihre Aussagen häufiger mit relationalen und gemeinschaftsorientierten Bezügen, während männliche Teilnehmende stärker instrumentelle und leistungsbezogene Rechtfertigungen aufgreifen. Ältere Personen

zeigen größere inhaltliche Verschiebungen zwischen ex-ante und ex-post, während mittlere Altersgruppen stabilere, aber differenziertere Bezugnahmen aufweisen.

Diese Unterschiede sind nicht als essentialistische Differenzen, sondern als Ausdruck verschiedener Diskurszugänge und Erfahrungshorizonte zu verstehen. Sie zeigen, dass Positionierungen immer auch sozial vermittelt sind – eingebettet in biografische, kulturelle und generationale Kontexte (vgl. Felt, 2017, S. 60–63; Wynne, 1992, S. 287–290).

4.3.5.5 Synthese und Bedeutung für das Forschungsinteresse

Zusammenfassend wird deutlich, dass das Partizipationsverfahren weniger zu einer Angleichung der Meinungen, sondern zu einer Erweiterung der diskursiven und normativen Ausdrucksformen geführt hat. Bürger*innen bewegen sich von einer Beobachtungsperspektive hin zu einer dialogischen Auseinandersetzung mit Wissenschaft. Wissenschaft wird weiterhin als gesellschaftlich nützlich und notwendig anerkannt, aber ihre Legitimation wird zunehmend relational, plural und verantwortungsbasiert begründet.

Im Hinblick auf die Forschungsfrage zeigt der empirische Teil, wie Bürger*innen in partizipativen Kontexten Wissenschaft deuten, legitimieren und sich selbst im Verhältnis dazu positionieren. Die Ergebnisse machen sichtbar, dass diese Prozesse primär diskursiv und reflexiv verlaufen: Bürger*innen nutzen Sprache, Narrative und moralische Bezugspunkte, um gesellschaftliche Ordnung und Wissen zugleich mitzugestalten.

Damit leistet der empirische Teil einen zentralen Beitrag zur Beantwortung der übergeordneten Forschungsfrage. Er illustriert, dass Partizipation im Sinne der Science and Technology Studies (STS) nicht nur eine Form der Beteiligung, sondern ein kultureller Lern- und Aushandlungsprozess ist, in dem wissenschaftliche und gesellschaftliche Rationalitäten aufeinander bezogen werden (vgl. Fochler et al., 2016; Jasanoff, 2004).

5 Diskussion

Im folgenden Kapitel werden die im Rahmen der Analyse gewonnenen Ergebnisse in den Kontext der theoretischen Konzepte eingeordnet und hinsichtlich ihrer Bedeutung für den Forschungsstand, die Praxis sowie weiterführende Forschung reflektiert. Die Diskussion erfolgt entlang der drei zentralen theoretischen Bezugsrahmen dieser Arbeit: der Positionierungstheorie nach Davies und Harré (1990), der Theorie der Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot (2007) sowie dem Idiom der *Co-Production* nach Jasanoff (2004). Abschließend werden methodische und theoretische Einschränkungen diskutiert sowie Implikationen für Praxis und Forschung skizziert. Dabei geht es nicht darum, abschließende Wahrheiten zu formulieren, sondern produktive Spannungen, Leerstellen und Möglichkeitsräume sichtbar zu machen.

5.1 Beantwortung der Forschungsfrage

Im Zentrum dieser Arbeit stand die Frage, wie sich Bürger*innen gegenüber der Wissenschaft in einem experimentellen Partizipationsverfahren positionieren.

Die Analyse zeigt, dass Bürger*innen sich vor dem Verfahren häufig in distanzierter Weise zur Wissenschaft positionieren. Es dominieren Fremdpositionierungen der Wissenschaft als abstrakte, schwer zugängliche oder machtförmige Institution. Die Selbstverortungen erscheinen dabei oft defensiv oder passiv, was auf eine erlebte Außenposition schließen lässt.

Nach dem Verfahren treten vermehrt differenzierte und teilweise selbstbewusstere Positionierungen auf. Bürger*innen artikulieren spezifischere Erwartungen, bringen eigene Erfahrungen in Bezug zur Wissenschaft ein und verorten sich stärker als relevante Diskurspartner*innen. Wissenschaft wird seltener pauschal bewertet, sondern kontextbezogen reflektiert.

Insgesamt zeigt sich weniger eine Angleichung von Meinungen als vielmehr eine Verschiebung der diskursiven Formen. Während bestimmte Grundhaltungen bestehen bleiben, verändert sich die Art der sprachlichen Bezugnahme: Die Interviews nach dem Verfahren deuten auf eine gewachsene Diskursfähigkeit hin. Bürger*innen greifen vermehrt auf Rechtfertigungen, Erfahrungsbezüge und differenzierte Bewertungen zurück. Diese Verschiebung ist deshalb bedeutsam, weil sie zeigt, dass Partizipation nicht primär Inhalte transformiert, sondern relationale Selbstverortungen im Diskurs.

Damit wird deutlich, dass Positionierungsarbeit gegenüber Wissenschaft als relationale, kontextabhängige Praxis zu verstehen ist, nicht als Ausdruck stabiler Meinungspositionen.

5.2 Positionierungstheorie

Die Ergebnisse lassen sich im Lichte der Positionierungstheorie nach Davies und Harré (1990) als Ausdruck eines relationalen und situativen Prozesses verstehen. Bürger*innen artikulieren ihre Haltung zur Wissenschaft nicht als stabile, vorab festgelegte Meinung, sondern als fortlaufende Positionierungsarbeit, in der sie sich selbst und der Wissenschaft Rollen, Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten zuschreiben.

Besonders deutlich wird dies in der Verschiebung von einer eher beobachtenden, distanzierten Bezugnahme hin zu dialogischen Aushandlungsformen. Die Interviews zeigen, dass Positionierungen im Verlauf des Partizipationsverfahrens komplexer und reflexiver werden: Bürger*innen beziehen sich verstärkt auf unterschiedliche Perspektiven, antizipieren Gegenargumente und situieren sich selbst als Teil eines gemeinsamen Diskursraums.

Damit bestätigt die Analyse die Annahme, dass Positionierungen keine individuellen Eigenschaften sind, sondern in Interaktionen entstehen und durch institutionelle Rahmungen sowie diskursive Kontexte strukturiert werden.

5.3 Theorie der Rechtfertigungsordnungen

Auch im Lichte der Theorie der Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot (2007) lassen sich die Ergebnisse weiter präzisieren. Die Analyse zeigt, dass Bürger*innen ihre Positionierungen nicht auf eine einheitliche normative Logik stützen, sondern zwischen unterschiedlichen „Welten“ argumentieren. Nutzenorientierte, ökonomische, zivile und verantwortungsbezogene Argumentationsmuster treten nebeneinander auf und werden situativ kombiniert.

Im Verlauf des Partizipationsverfahrens lässt sich eine zunehmende moralische Pluralisierung beobachten. Während vor dem Verfahren häufig funktionale und institutionelle Legitimationsmuster dominieren, werden in den ex-post Interviews verstärkt Bezüge zu Gemeinwohl, Verantwortung und öffentlicher Aushandlung

hergestellt. Diese Verschiebung deutet weniger auf einen Wechsel der Überzeugungen als auf eine Erweiterung des normativen Repertoires hin.

Die Teilnehmenden leisten somit eine Form moralischer Übersetzungsarbeit, indem sie unterschiedliche Rechtfertigungsordnungen miteinander vermitteln und in Beziehung setzen. Partizipation erscheint vor diesem Hintergrund als Raum, in dem konkurrierende Legitimitätslogiken nicht aufgelöst, sondern reflexiv bearbeitet werden.

5.4 Idiom der *Co-Production*

Die im empirischen Teil rekonstruierte Verschiebung von funktional-institutionellen hin zu relational-reflexiven Deutungsrahmen lässt sich im Sinne des *Co-Production*-Ansatzes als Ausdruck einer dynamischen Wechselwirkung zwischen epistemischen und sozialen Ordnungen verstehen. Wenn Bürger*innen Wissenschaft zunehmend im Kontext von Verantwortung, Legitimität und öffentlicher Aushandlung verorten, zeigt sich darin, dass wissenschaftliche Wissensproduktion und gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen nicht getrennt existieren, sondern gemeinsam hervorgebracht und transformiert werden. Die vorliegenden Ergebnisse konkretisieren diese Annahme, indem sie zeigen, auf welche Weise sich diese *Co-Production* in alltäglichen, sprachlichen Mikropraktiken manifestiert.

Die Ergebnisse stützen somit die Annahme der Science and Technology Studies, dass Partizipation nicht lediglich ein Instrument zur Vermittlung wissenschaftlicher Inhalte ist, sondern ein Raum, in dem Bedeutungen von Wissenschaft, „Öffentlichkeit“ und Verantwortung koproduktiv neu konfiguriert werden.

Nicht nur der Inhalt der Aussagen, sondern auch ihre performative Struktur ist hierbei bedeutsam: In der sprachlichen Bezugnahme auf Wissenschaft werden soziale Wirklichkeiten mitgestaltet. Die Interviews zeigen, wie sich diese *Co-Production* im Verlauf des Verfahrens komplexer entfaltet und mehrstimmiger wird. Damit wird sichtbar, wie in partizipativen Formaten nicht nur Wissen, sondern auch Zugehörigkeit, Vertrauen und Macht verhandelt werden.

5.5 Einordnung in die STS-Partizipationsdebatte

Aktuelle Studien zum Vertrauen in Wissenschaft unterstreichen die gesellschaftliche Relevanz solcher Aushandlungsprozesse. So zeigt das Science Barometer der

Österreichischen Akademie der Wissenschaften, dass zwar eine Mehrheit der Bevölkerung wissenschaftlicher Forschung grundsätzlich vertraut, zugleich jedoch ein signifikanter Anteil der Befragten Skepsis gegenüber wissenschaftlichen Institutionen äußert oder im Zweifel eher auf „common sense“ als auf wissenschaftliche Studien vertraut (Österreichische Akademie der Wissenschaften, 2022). In der öffentlichen Debatte werden solche Befunde häufig als Argument für eine Intensivierung von Wissenschaftskommunikation oder partizipativen Formaten interpretiert, verbunden mit der Erwartung, dass Beteiligung zu mehr Vertrauen in Wissenschaft führen könne. Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit legen jedoch ein differenzierteres Verständnis nahe. Partizipation führt nicht notwendigerweise zu einer Angleichung von Positionen oder zu einem linearen Aufbau von Vertrauen. Vielmehr eröffnet sie Räume, in denen Bürger*innen ihre Beziehung zur Wissenschaft reflexiv bearbeiten, normative Erwartungen artikulieren und bestehende Spannungen zwischen Expertise, Alltagserfahrung und gesellschaftlicher Verantwortung sichtbar machen. Partizipation erscheint damit weniger als Instrument zur Herstellung von Vertrauen, sondern als sozialer Aushandlungsraum, in dem Vertrauen, Skepsis und Kritik gleichermaßen thematisiert und verhandelt werden können.

Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit lassen sich darüber hinaus in zentrale Debatten der Science and Technology Studies zur Bedeutung partizipativer Verfahren einordnen. Während Partizipation häufig normativ als Instrument der Demokratisierung oder Vertrauensbildung gerahmt wird, legt die vorliegende Analyse nahe, sie primär als reflexiven Aushandlungsraum zu verstehen. Die Ergebnisse widersprechen impliziten Annahmen, wonach die Wirkung partizipativer Verfahren primär in der Angleichung von Wissensbeständen oder in klar messbaren Einstellungsänderungen bestehe. Statt einer Homogenisierung von Positionen zeigt sich eine zunehmende argumentative Komplexität und moralische Pluralisierung. Partizipation führt hier nicht zu Konsens, sondern zu einer Erweiterung der diskursiven Handlungsspielräume. Damit stellt die Arbeit die verbreitete Annahme infrage, dass der Erfolg partizipativer Formate an der Produktion gemeinsamer Positionen oder stabiler Vertrauenswerte gemessen werden sollte. Vielmehr legt sie nahe, diskursive Verschiebungen und relationale Selbstverortungen als zentrale Effekte ernst zu nehmen.

Im Einklang mit Annahmen der STS zeigt sich, dass Partizipation weniger auf die Angleichung von Wissensbeständen zielt, sondern vielmehr die Bedingungen sichtbar macht, unter denen epistemische und soziale Ordnungen koproduktiv entstehen.

Bürger*innen treten nicht lediglich als Rezipient*innen wissenschaftlicher Expertise auf, sondern als Akteur*innen, die Bedeutungen, Legitimitätsansprüche und Verantwortungszuschreibungen aktiv mitgestalten.

Damit unterstreicht die Arbeit die Perspektive, dass partizipative Verfahren als kulturelle Lernprozesse begriffen werden können, in denen unterschiedliche Rationalitäten – wissenschaftliche, ökonomische, moralische und politische – nicht harmonisiert, sondern dialogisch aufeinander bezogen werden. Im Unterschied zu stärker governance-orientierten Analysen fokussiert diese Arbeit die mikro-diskursive Ebene der Positionierungsarbeit.

5.6 Methodische und theoretische Reflexion

Die Anwendung dreier theoretischer Konzepte ermöglichte eine vielschichtige Analyse, brachte jedoch auch Herausforderungen mit sich. Nicht immer ließen sich empirische Aussagen eindeutig einer bestimmten Ordnung oder Positionierungslogik zuordnen. Gerade an den Schnittstellen zwischen Positionierung, Rechtfertigung und *Co-Production* zeigte sich die Komplexität diskursiver Prozesse.

Der nicht-lineare Verlauf der Auswertung – von induktiver Kategorienbildung hin zu theoriegeleiteter Vertiefung – verdeutlicht, dass qualitative Forschung Suchbewegungen, Irritationen und Revisionen umfasst. Diese Prozesshaftigkeit ist nicht als Defizit, sondern als integraler Bestandteil interpretativer Forschung zu verstehen. Ohne die theoriegeleitete Vertiefung wäre die Analyse auf thematische Cluster beschränkt geblieben und hätte die normativen Aushandlungslogiken nicht sichtbar machen können.

Über die Einordnung in bestehende Theorien hinaus leistet die vorliegende Arbeit einen spezifischen Beitrag zur partizipationsbezogenen Wissenschaftsforschung. Der originäre Beitrag dieser Arbeit liegt in der konsequent mikro-diskursiven Rekonstruktion von Positionierungsarbeit im Kontext eines partizipativen Verfahrens. Während viele Studien Partizipation hinsichtlich Akzeptanz, Vertrauen oder Einstellungsveränderung untersuchen, richtet diese Arbeit den analytischen Fokus auf die sprachliche Herstellung von Selbst- und Fremdverortungen gegenüber Wissenschaft. Sie zeigt, dass sich zentrale Effekte partizipativer Formate weniger in stabilen Meinungsverschiebungen, sondern in der Ausdifferenzierung diskursiver und normativer Repertoires manifestieren.

Durch die systematische Verschränkung von Positionierungstheorie, Rechtfertigungstheorie und *Co-Production* Ansatz wird Partizipation nicht nur als Kommunikationsereignis, sondern als mehrdimensionaler Aushandlungsprozess zwischen Mikro- und Makroebene sichtbar gemacht. In dieser integrativen Perspektive liegt ein konzeptioneller Mehrwert gegenüber einigen Wirkungsanalysen partizipativer Verfahren.

Während viele Studien Partizipation primär im Hinblick auf Einstellungen, Vertrauen oder Akzeptanz untersuchen, zeigt diese Analyse, dass ein zentraler Effekt partizipativer Verfahren in der Erweiterung diskursiver und normativer Ausdrucksformen liegt. Die Ergebnisse legen nahe, dass sich weniger stabile Meinungspositionen verändern als vielmehr die Art und Weise, wie Bürger*innen argumentieren, legitimieren und sich selbst im Verhältnis zur Wissenschaft verorten. Damit verschiebt sich der analytische Fokus von der Frage „Was denken Bürger*innen?“ hin zu „Wie stellen sie im Diskurs Bedeutung, Legitimität und Verantwortung her?“. Diese Perspektive eröffnet einen differenzierteren Zugang zu den Wirkungsweisen partizipativer Formate und unterstreicht den Mehrwert einer diskursanalytischen Betrachtung für die Bewertung partizipativer Wissenschaftskommunikation.

Die vorliegende Arbeit trägt damit zur Präzisierung dessen bei, wie sich partizipative Prozesse auf der Ebene diskursiver Praxis vollziehen. Während bestehende STS-Forschung überzeugend herausgearbeitet hat, dass Wissen und soziale Ordnung koproduktiv entstehen, bleibt häufig unklar, wie sich diese *Co-Production* in konkreten sprachlichen Mikropraktiken artikuliert. Die Analyse zeigt, dass sich *Co-Production* nicht nur auf institutioneller oder governance-bezogener Ebene vollzieht, sondern im Modus situativer Positionierungs- und Rechtfertigungsarbeit einzelner Akteur*innen materialisiert. Neu ist damit nicht die Annahme der *Co-Production* selbst, sondern ihre empirisch rekonstruierte Konkretisierung auf der Ebene diskursiver Selbstverortung in einem experimentellen Partizipationssetting.

5.7 Ausblick und weitere Forschungsbedarfe

Die vorliegenden Ergebnisse legen nahe, dass Partizipationsverfahren weniger als Instrumente gezielter Einstellungsänderung verstanden werden sollten, sondern vielmehr als Möglichkeitsräume diskursiver und normativer Verschiebung. Sie eröffnen Begegnungen, aktivieren unterschiedliche Rechtfertigungsordnungen und ermöglichen es Bürger*innen, ihre Beziehung zur Wissenschaft reflexiv zu rekonfigurieren. Insofern

erscheint es sinnvoll, zukünftige Forschung stärker auf die prozessuale Dimension von Partizipation zu richten – nicht primär auf messbare Outcome-Variablen wie Einstellungsänderungen oder Vertrauenswerte, sondern auf die Dynamiken diskursiver Aushandlung und Bedeutungsproduktion.

Ein naheliegender Forschungsansatz bestünde darin, längsschnittliche Designs zu entwickeln, die über den unmittelbaren Zeitraum eines Partizipationsverfahrens hinausreichen. Während die vorliegende Arbeit Veränderungen zwischen ex-ante und ex-post Interviews rekonstruieren konnte, bleibt offen, inwiefern sich diese reflexiven Verschiebungen langfristig stabilisieren, transformieren oder wieder relativieren. Hier könnten Follow-up-Interviews oder ethnografische Begleitungen Aufschluss darüber geben, ob und wie sich diskursive Erweiterungen im Alltag der Teilnehmenden fortsetzen.

Darüber hinaus stellt sich die Frage nach der sozialen Zirkulation partizipativ erzeugter Deutungsmuster. Wenn Bürger*innen in solchen Verfahren neue argumentative Repertoires entwickeln, wäre zu untersuchen, ob und wie diese in familiäre, berufliche oder öffentliche Kontexte weitergetragen werden. Partizipation könnte dann nicht nur als isoliertes Ereignis, sondern als möglicher Impulsgeber für breitere kommunikative Prozesse verstanden werden. In diesem Zusammenhang wäre auch zu klären, ob koproduktiv erzeugte Bedeutungen von Wissenschaft tatsächlich neue Narrative etablieren oder bestehende diskursive Muster lediglich differenzierter reproduzieren.

Ein weiterer Forschungsbedarf betrifft die institutionellen Rahmenbedingungen partizipativer Settings. Die vorliegenden Ergebnisse deuten darauf hin, dass Diskursfähigkeit und moralische Pluralisierung in spezifischen Arrangements begünstigt werden. Zukünftige Studien könnten systematisch vergleichen, wie unterschiedliche Moderationsformen, Auswahlverfahren oder institutionelle Zielsetzungen die Art der Positionierungsarbeit beeinflussen. Insbesondere stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen Partizipation transformative Potenziale entfalten kann und wann sie eher symbolisch legitimierend wirkt.

Auch die theoretische Verschränkung von Positionierung, Rechtfertigung und *Co-Production* eröffnet weitere analytische Perspektiven. Während die vorliegende Arbeit die Schnittstellen dieser Konzepte fruchtbar machen konnte, bleibt die systematische Untersuchung ihrer Überlappungen bislang wenig untersucht. Künftige Forschung

könnte stärker danach fragen, wie sich normative Ordnungen in konkreten Interaktionen materialisieren und in welchem Verhältnis individuelle Positionierungen zu strukturellen Prozessen der *Co-Production* stehen. Hier ließen sich mikro- und makrosoziologische Perspektiven noch enger verschränken.

Schließlich wirft die Arbeit eine grundsätzliche Frage nach der Offenheit partizipativer Verfahren auf. Wenn Diskurse immer auch durch institutionelle Rahmungen strukturiert sind, ist zu reflektieren, inwiefern Ergebnisoffenheit tatsächlich eingelöst werden kann. Weitere Forschung könnte untersuchen, ob bestimmte normative Ordnungen systematisch privilegiert werden oder ob partizipative Formate tatsächlich Raum für genuine Irritation und Neuverhandlung bieten. Damit würde nicht nur die Wirkung, sondern auch die normative Architektur solcher Verfahren in den Blick genommen.

Insgesamt zeigen die Ergebnisse, dass Partizipation nicht als technisches Instrument zur Wissensvermittlung verstanden werden sollte, sondern als sozialer Prozess, in dem epistemische und normative Ordnungen verhandelbar werden. Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, diese Prozesshaftigkeit in zukünftiger Forschung noch ernster zu nehmen und Partizipation als dynamisches Gefüge von Sprache, Macht, Moral und institutioneller Einbettung weiter zu untersuchen.

6 Fazit

Diese Arbeit ging der Frage nach, wie sich Bürger*innen im Kontext eines experimentellen Partizipationsverfahrens gegenüber der Wissenschaft positionieren und was diese diskursiven Selbstverortungen über die Möglichkeiten, Grenzen und Dynamiken partizipativer Wissenschaftskommunikation verraten. Im Zentrum stand dabei nicht die Erhebung eines stabilen Meinungsbildes, sondern die Analyse von Positionierungen als sprachlich hervorgebrachte, relationale und normative Prozesse. Auf Grundlage einer qualitativen Sekundärdatenanalyse von Interviews vor und nach einem partizipativen Verfahren wurden diese Prozesse mithilfe der Positionierungstheorie nach Davies und Harré sowie der Theorie der Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot untersucht und im Lichte des *Co-Production* Ansatzes von Jasanoff in den Science and Technology Studies reflektiert.

Die Ergebnisse zeigen zunächst, dass Bürger*innen sich vor dem Verfahren häufig in einer distanzierten oder defensiven Weise zur Wissenschaft verorten. Wissenschaft erscheint vielfach als abstrakte, institutionell abgeschlossene oder schwer zugängliche Instanz, deren Relevanz für den eigenen Alltag zwar anerkannt, jedoch nicht als unmittelbar gestaltbar erlebt wird. Selbstpositionierungen bleiben in dieser Phase oft zurückhaltend; die eigene Rolle wird eher als beobachtend, denn als mitgestaltend beschrieben.

Nach dem Verfahren hingegen werden deutlich differenziertere Formen der Bezugnahme sichtbar. Bürger*innen greifen stärker auf eigene Erfahrungen zurück, verknüpfen persönliche Beobachtungen mit normativen Überzeugungen und artikulieren Erwartungen an Wissenschaft in präziserer Weise. Die Argumentationen entfalten sich komplexer, ambivalenter und mehrschichtiger. An die Stelle pauschaler Bewertungen treten kontextbezogene Aushandlungen, in denen Effizienz, Gemeinwohl, Verantwortung und demokratische Teilhabe miteinander verschränkt werden. Besonders auffällig ist die Zunahme an sprachlicher Reflexivität: Die Interviewten beziehen mögliche Gegenpositionen ein, markieren Unsicherheiten und positionieren sich selbst als Teil eines gemeinsamen Diskursraums.

Im Zusammenspiel der theoretischen Perspektiven wird deutlich, dass Positionierungen keine stabilen Identitätsmarkierungen sind, sondern diskursive Praktiken, die situativ hervorgebracht und relational verankert werden. Die Positionierungstheorie erlaubt es, diese Dynamik als Prozess zu verstehen, in dem Rollen, Zuständigkeiten und

Verantwortlichkeiten in Interaktionen ausgehandelt werden. Die Rechtfertigungstheorie macht sichtbar, dass Bürger*innen dabei nicht auf eine einheitliche normative Logik zurückgreifen, sondern unterschiedliche „Welten“ mobilisieren und miteinander vermitteln. Moralische Pluralität erscheint somit nicht als Inkonsistenz, sondern als Ausdruck diskursiver Komplexität.

Vor dem Hintergrund des *Co-Production* Ansatzes lässt sich die empirisch rekonstruierte Verschiebung schließlich als Ausdruck einer veränderten Beziehung zwischen epistemischen und sozialen Ordnungen deuten. Wenn Bürger*innen Wissenschaft zunehmend relational und verantwortungsbezogen adressieren, zeigt sich darin, dass wissenschaftliche Wissensproduktion und gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen nicht getrennt voneinander existieren, sondern im Diskurs miteinander hervorgebracht werden. Partizipation erscheint in dieser Perspektive weniger als Instrument der Meinungsänderung, sondern als Raum, in dem Bedeutungen, Zugehörigkeiten und Legitimitätsansprüche neu konfiguriert werden können.

Der Beitrag dieser Arbeit liegt damit auf mehreren Ebenen. Erstens leistet sie eine detaillierte Analyse diskursiver Positionierungsarbeit in einem partizipativen Setting und rückt damit einen bislang vergleichsweise wenig ausgeleuchteten Aspekt partizipationsbezogener Wissenschaftsforschung in den Vordergrund. Zweitens zeigt sie, wie fruchtbar die Verschränkung unterschiedlicher theoretischer Perspektiven sein kann, um komplexe Aushandlungsprozesse zu rekonstruieren. Gerade die Gleichzeitigkeit von Positionierung, Rechtfertigung und *Co-Production* ermöglicht es, Spannungen, Ambivalenzen und Übergänge sichtbar zu machen, die bei einer einseitigen Betrachtung verloren gingen. Die Kombination dieser drei Perspektiven erlaubt es, Partizipation nicht nur als kommunikatives Ereignis, sondern als mehrdimensionalen Aushandlungsprozess zwischen Mikro- und Makroebene zu verstehen. Drittens trägt die Arbeit zur differenzierten Einordnung partizipativer Verfahren bei, indem sie deren Wirkung nicht primär an Einstellungsänderungen misst, sondern an der Erweiterung diskursiver und normativer Ausdrucksformen.

Methodisch macht die Arbeit zugleich die Herausforderungen qualitativer, theoriegeleiteter Sekundärdatenanalyse sichtbar. Die Kombination aus induktivem Kategoriensystem und vertiefender Relektüre entlang theoretischer Konzepte erforderte mehrere Analyseschleifen und verdeutlichte, dass qualitative Forschung nicht linear verläuft. Die Suche nach analytischer Schärfe, die Auseinandersetzung mit

Mehrdeutigkeiten und die bewusste Reflexion der eigenen theoretischen Vorannahmen erwiesen sich dabei nicht als Hindernis, sondern als integraler Bestandteil des Erkenntnisprozesses. Die Sekundäranalyse zeigte sich dabei nicht lediglich als ökonomische Lösung, sondern als epistemisch-ethischer Reflexionsraum, in dem Fragen nach Kontext, Verantwortung und Interpretationsmacht stets mitzudenken sind.

Gleichzeitig bleiben Grenzen und offene Fragen. Die Übertragbarkeit der Ergebnisse auf andere Themenfelder, institutionelle Kontexte oder partizipative Formate ist nicht selbstverständlich. Partizipation ist stets situiert, geprägt von den beteiligten Personen, den Moderationsformen, den institutionellen Erwartungen und den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Ob ähnliche Verschiebungen in anderen Settings auftreten würden, bedarf weiterer empirischer Untersuchung. Ebenso bleibt zu klären, in welchem Maße die beobachteten reflexiven Erweiterungen langfristig stabil bleiben oder sich außerhalb des partizipativen Rahmens wieder abschwächen.

Zugleich ist die Aussagekraft der Ergebnisse an bestimmte Bedingungen gebunden. Die Analyse basiert auf einem spezifischen experimentellen Partizipationssetting mit Bürger*innen ohne ausgewiesenes fachliches Vorwissen im behandelten Themenfeld. Die rekonstruierten Verschiebungen betreffen primär diskursive Praktiken und normative Bezugnahmen, nicht im engeren Sinne messbare Einstellungsänderungen oder Verhaltensdispositionen. Es handelt sich somit um Veränderungen in der Art des Sprechens, Argumentierens und Legitimierens, nicht zwingend um stabile Transformationen individueller Überzeugungen. Darüber hinaus ist zu berücksichtigen, dass partizipative Prozesse stets institutionell gerahmt sind und ihre Dynamik wesentlich von Format, Moderation und thematischem Kontext abhängt. Die Ergebnisse sind daher nicht ohne Weiteres generalisierbar, sondern als kontextspezifische Rekonstruktionen diskursiver Aushandlung zu verstehen.

Schließlich wirft die Arbeit eine grundlegende Frage nach der normativen Architektur partizipativer Verfahren auf. Wenn Diskurse immer auch durch institutionelle Rahmungen strukturiert sind, stellt sich die Frage, inwiefern Ergebnisoffenheit tatsächlich eingelöst werden kann. Partizipative Settings sind nie neutral; sie sind eingebettet in politische, organisatorische und epistemische Erwartungen. Die Herausforderung besteht darin, Räume zu schaffen, in denen genuine Aushandlung möglich ist, ohne die Vielfalt normativer Ordnungen vorschnell zu harmonisieren.

Die Forschungsfrage kann dahingehend beantwortet werden, dass Bürger*innen sich in einem experimentellen Partizipationsverfahren nicht primär inhaltlich neu ausrichten, sondern ihre Positionierungen gegenüber der Wissenschaft diskursiv erweitern, moralisch pluralisieren und relational vertiefen. Die Analyse erhebt dabei keinen Anspruch auf kausale Wirksamkeitsnachweise, sondern rekonstruiert diskursive Verschiebungen im Rahmen eines spezifischen partizipativen Kontextes.

Die Ergebnisse legen nahe, Partizipation nicht ausschließlich als Instrument zur Vermittlung wissenschaftlicher Inhalte zu begreifen, sondern als sozial gerahmten Aushandlungsprozess, in dem epistemische und normative Ordnungen thematisiert, sprachlich bearbeitet und situativ neu justiert werden können. Bürger*innen erscheinen in diesem Zusammenhang nicht lediglich als Rezipient*innen wissenschaftlicher Expertise, sondern als Akteur*innen, die Bedeutungen, Legitimitätsansprüche und Verantwortungszuschreibungen diskursiv mitgestalten. Das Potenzial partizipativer Verfahren liegt somit weniger in der Herstellung konsensualer Positionen als in der Erweiterung diskursiver Ausdrucks- und Reflexionsräume, innerhalb derer unterschiedliche Rationalitäten aufeinander bezogen werden.

Literatur

- Abelson, J., Forest, P.-G., Eyles, J., Smith, P., Martin, E., & Gauvin, F.-P.** (2003). Deliberations about deliberative methods: Issues in the design and evaluation of public participation processes. *Social Science & Medicine*, 57(2), 239–251.
- Adam, B.** (1998). *Timescapes of Modernity: The Environment and Invisible Hazards* (1st ed.). Routledge.
- Allum, N., Sturgis, P., Tabourazi, D., & Brunton-Smith, I.** (2008). Science knowledge and attitudes across cultures: A meta-analysis. *Public Understanding of Science*, 17(1), 35–54.
- Bishop, L., & Kuula-Luumi, A.** (2017). Revisiting Qualitative Data Reuse: A Decade On: A Decade On. *Sage Open*, 7(1).
- Boltanski, L., Chiapello, È., Tillmann, M., & Schultheis, F.** (2006). *Der neue Geist des Kapitalismus* (Broschierte Ausgabe). UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Boltanski, L., & Thévenot, L.** (2000). The reality of moral expectations: A sociology of situated judgement. *Philosophical Explorations*, 3(3), 208–231.
- Boltanski, L., & Thévenot, L.** (2007). *Über die Rechtfertigung: Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*. Hamburger Edition.
- Bowers, J. & Iwi, K.** (1993) The Discursive Construction of Society. *Discourse and Society*, 4, 317-359.
- Bucchi, M., & Trench, B. (Eds.).** (2014). *Routledge handbook of public communication of science and technology* (2nd ed.). London, UK: Routledge.
- Chilvers, J., & Kearnes, M.** (2016). *Remaking participation: Science, environment and emergent publics*. Routledge.
- Davies, B., & Harré, R.** (1990). Positioning: The discursive production of selves. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 20(1), 43–63.
- Dryzek, J. S.** (2000). *Deliberative democracy and beyond: Liberals, critics, contestations*. Oxford University Press.

- European Commission.** (2025). European citizens' knowledge and attitudes towards science and technology (Special Eurobarometer 557). Publications Office of the European Union. <https://europa.eu/eurobarometer/surveys/detail/3227>
- Felt, U.** (2016). The temporal choreographies of participation: Thinking innovation and society from a time-sensitive perspective. In J. Chilvers, & M. Kearnes (Eds.), *Remaking Participation: Science, Environment and Emergent Publics*.
- Felt, U., Fouché, R., Miller, C. A., & Smith-Doerr, L. (Eds.).** (2017). *The handbook of science and technology studies* (4th ed.). MIT Press.
- Felt, U., & Davies, S. R.** (2020). *Exploring Science Communication: A Science and Technology Studies Approach*. Sage Publications Ltd.
- Felt, U., & Fochler, M.** (2010). Machineries for making publics: Inscribing and describing publics in public engagement. *Minerva*, 48(3), 219–238.
- Felt, U., & Fochler, M.** (2011). Slim futures and the fat pill: Civic imaginations of innovation and governance in an engagement setting. *Science as Culture*, 20(3), 307–328.
- Felt, U., Fochler, M., Mager, A., & Winkler, P.** (2008). Visions and versions of governing biomedicine: Narratives on power structures, decision-making and public participation in the field of biomedical technology in the Austrian context. *Social Studies of Science*, 38(2), 233–255.
- Felt, U. and Irwin, A. (Eds.).** (2024). *Elgar Encyclopedia of Science and Technology Studies*. Cheltenham: Edward Elgar Publishing.
- Felt, U., & Wynne, B.** (2007). Taking European knowledge society seriously. In U. Felt, B. Wynne, M. Callon, M. Gonçalves, S. Jasanoff, C. Jepsen, ... I. Tallacchini (Eds.), *Taking European knowledge society seriously* (pp. 13–68). European Commission.
- Fischer, F.** (2000). *Citizens, experts, and the environment: The politics of local knowledge*. Duke University Press.
- Fochler, M., Felt, U., & Müller, R.** (2016). Unsustainable growth, hyper-competition, and worth in life sciences research. *Minerva*, 54(3), 393–418.

- Gieryn, T. F.** (1983). Boundary-work and the demarcation of science from non-science: Strains and interests in professional ideologies of scientists. *American Sociological Review*, 48(6), 781–795.
- Gisler, P., Guggenheim, M., Maranta, A., Pohl, C., & Nowotny, H. (Eds.).** (2004). Über die Schulter von ExpertInnen. In *Imaginierte Laien – Die Macht der Vorstellung in wissenschaftlichen Expertisen* (pp. 7–14). Velbrück Wissenschaft.
- Haynes, R.** (2003). From Faust to Strangelove: Representations of the Scientist in Western Literature. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Heaton, J.** (2004). *Reworking qualitative data*. Sage.
- Heaton, J.** (2008). Secondary analysis of qualitative data: An overview. *Historical Social Research*, 33(3), 33–45.
- Honneth, A.** (2010). Dissolutions of the social: On the social theory of Luc Boltanski and Laurent Thévenot. *Constellations*, 17(3), 376–389.
- Hughes, K., & Tarrant, A. (Eds.)** (2020). Qualitative secondary analysis. (Vols. 1-0). SAGE Publications Ltd, <https://doi.org/10.4135/9781526482877>
- Hughes, K., Tarrant, A., & Neale, B.** (2020). Documents of lives and times: revisiting qualitative data through time. In *Documents of Lives and Times: Revisiting Qualitative Data through Time* (Vol. 0, pp. 61-78).
- Irwin, A.** (2001). Constructing the scientific citizen: Science and democracy in the biosciences. *Public Understanding of Science*, 10(1), 1–18.
- Irwin, S.** (2013). Qualitative secondary data analysis: Ethics, epistemology and context. *Progress in Development Studies*, 13(4), 295–306.
- Irwin, A., & Wynne, B. (Eds.).** (1996). *Misunderstanding science? The public reconstruction of science and technology*. Cambridge University Press.
- Jasanoff, S.** (2003). Technologies of humility: Citizen participation in governing science. *Minerva*, 41(3), 223–244.
- Jasanoff, S.** (2004). *States of knowledge: The co-production of science and the social order*. Routledge.

- Kasperowski, D., Hagen, N., & Rohden, F.** (2021). Ethical boundary work in citizen science: The case of a citizen panel on biodiversity monitoring. *Nordic Journal of Science and Technology Studies*, 9(2), 3–23.
- Kinchy, A. J.** (2019). *Science by the people: Participation, power, and the politics of environmental knowledge*. Rutgers University Press.
- Kuckartz, U.** (2018). *Qualitative Inhaltsanalyse: Methoden, Praxis, Computerunterstützung* (4. Aufl.). Beltz Juventa.
- LaFollette, M. C.** (1990). Making science our own: Public images of science, 1910–1955. Chicago: University of Chicago Press.
- Law, M.** (2006). Reduce, reuse, recycle: Issues in the secondary use of research data. *IASSIST Quarterly*, 29(1), 5–10.
- Lowenberg, D., & Puebla, I.** (2022). Responsible handling of ethics in data publication. *PLoS Biology*, 20(3), e3001585.
- Maasen, S., & Weingart, P.** (2005). What's new in scientific advice to politics? In S. Maasen & P. Weingart (Eds.), *Democratization of expertise? (Sociology of the Sciences Yearbook, Vol. 24, pp. 1–20)*. Springer.
- Mayring, P.** (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken* (11. Aufl.). Beltz.
- Medjedović, I.** (2007). Sekundäranalyse qualitativer Interviewdaten – Problemkreise und offene Fragen einer neuen Forschungsstrategie. *Journal für Psychologie*, 15(3).
- Michael, M.** (1992). Lay discourses of science: Science-in-general, science-in-particular, and self. *Science, Technology & Human Values*, 17(3), 313–333.
- Michael, M.** (2009). Publics performing publics: Of PiGs, PiPs and politics. *Public Understanding of Science*, 18(5), 617–631.
- Nowotny, H., Scott, P., & Gibbons, M.** (2001). *Re-thinking science: Knowledge and the public in an age of uncertainty*. Polity Press.
- Österreichische Akademie der Wissenschaften.** (2022). *Science Barometer Austria: Vertrauen in Wissenschaft*. <https://www.oeaw.ac.at>

- Peter, L.** (2011). Soziologie der Kritik oder Sozialkritik? Zum Werk Luc Boltanskis und zu dessen deutscher Rezeption. *Lendemains – Études Comparées sur la France*, 36.
- Poth, C. N.** (2019). Rigorous and ethical qualitative data reuse: Potential perils and promising practices. *International Journal of Qualitative Methods*, 18, 1–13.
- Renn, O., Webler, T., & Wiedemann, P.** (1995). *Fairness and competence in citizen participation: Evaluating models for environmental discourse*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers.
- Rowe, G., & Frewer, L. J.** (2000). Public participation methods: A framework for evaluation. *Science, Technology & Human Values*, 25(1), 3–29.
- Royal Society.** (1985). The public understanding of science. <https://royalsociety.org/-/media/policy/publications/1985/10700.pdf>
- Ruggiano, N., & Perry, T. E.** (2019). Conducting secondary analysis of qualitative data: Should we, can we, and how? *Qualitative Social Work*, 18(1), 81–97.
- Saretzki, T.** (2012). Legitimation problems of participatory processes in technology assessment and technology policy. *Poiesis & Praxis*, 9(1–2), 7–26.
- Sheremet, E. P., & Deviatko, I. F.** (2022). Plausibility of scientific findings: Institutional factors in lay evaluations. *Journal of Science Communication*, 21(5), A01.
- Schreier, M.** (2014). Varianten qualitativer Inhaltsanalyse: Ein Wegweiser im Dickicht der Begrifflichkeiten. *Forum: Qualitative Sozialforschung*, 15(1), Art. 18.
- Star, S. L., & Griesemer, J. R.** (1989). Institutional Ecology, 'Translations' and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907-39. *Social Studies of Science*, 19(3), 387-420.
- Strauss, A., & Corbin, J.** (1996). *Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Beltz Psychologie Verlags Union.
- Thorne, S.** (1998). Ethical and representational issues in qualitative secondary analysis. *Qualitative Health Research*, 8(4), 547–555.
- Tripathy, J. P.** (2013). Secondary data analysis: Ethical issues and challenges. *Iranian Journal of Public Health*, 42(12), 1478–1479.

- van Dijck, J., Poell, T., & de Waal, M.** (2021). *The platform society: Public values in a connective world*. Oxford University Press.
- van Langenhove, L., & Harré, R.** (1999). Introducing Positioning Theory. In R. T. Harré, & L. van Langenhove (Eds.), *Positioning theory. Moral contexts of intentional action* (pp. 14-31). Oxford: Blackwell.
- Wagner, P.** (2004). Soziologie der kritischen Urteilskraft: Die Politik- und Moralsoziologie um Luc Boltanski und Laurent Thévenot. In S. Moebius & L. Peter (Eds.), *Französische Soziologie der Gegenwart* (pp. 417–448).
- Witzel, A., Medjedović, I., & Kretzer, S.** (2008). Sekundäranalyse qualitativer Daten: Zum gegenwärtigen Stand einer neuen Forschungsstrategie. *Historical Social Research*, 33(3), 10–32.
- Wynne, B.** (1992). Misunderstood misunderstanding: Social identities and the public uptake of science. *Public Understanding of Science*, 1(3), 281–304.
- Wynne, B.** (2007). Public participation in science and technology: Performing and obscuring a political-conceptual category mistake. *East Asian Science, Technology and Society: An International Journal*, 1, 99–110.